Dreyfus, Zola und die Graphologen

Vom Expertenversagen zum Intellektuellensieg?

von Caspar Hirschi

„Il n'y pas deux thèses en présence dans l'Affaire. Elle n'est objet de polémique que pour les ignorants, la méthode et la morale ont parlé, ensemble."
Madeleine Rebérioux, Histoire, historiens et dreyfusisme, 1976

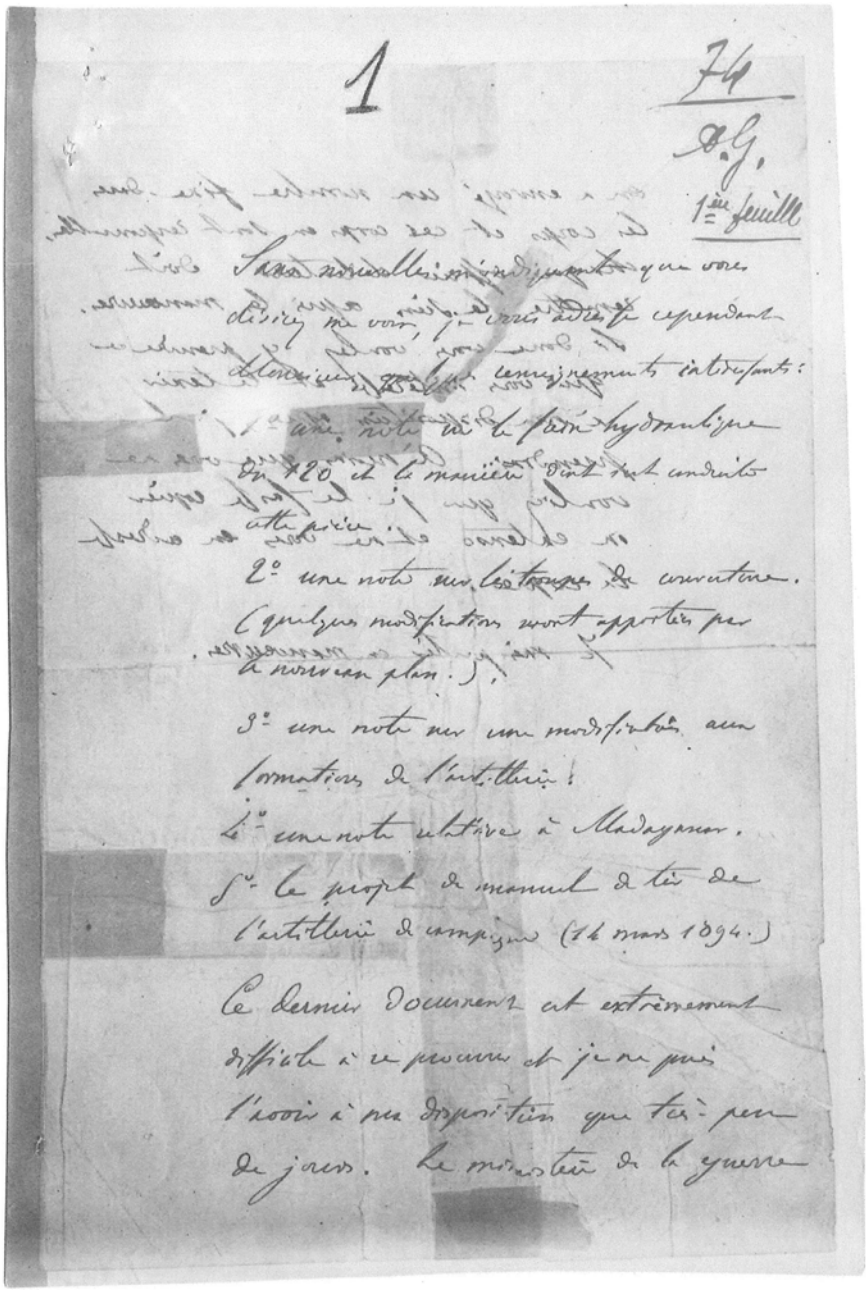
„L'affaire Dreyfus est l'une des filles, illégitimes, du scientisme dominant."
Bertrand Joly, Histoire politique de l'affaire Dreyfus, 2014

Während mehr als drei Jahren schien die Frage nach der Schuld oder Unschuld von Alfred Dreyfus eine Aufgabe für wissenschaftliche Experten zu sein. Der Spionageskandal drehte sich um ein einziges Beweisstück: eine handschriftliche Mitteilung ohne Unterschrift, die eine als Putzfrau getarnte Agentin des französischen Geheimdienstes in sechs kleinen Fetzen aus dem Abfalleimer des deutschen Militärattachés in Paris gefischt hatte (Abb. 1). Die Mitteilung verwies in aller Kürze auf sensible Informationen über bestimmte Waffenprogramme und Militärkampagnen, die dem Schreiben offenbar beilagen. Entsprechend erhielt es die Bezeichnung *Bordereau* – „Begleitschreiben".

Aufgrund seines Inhalts wurden im französischen Generalstab zwei Schlüsse gezogen: Erstens müsse es sich wegen der genannten Waffengattungen um einen Artillerieoffizier und zweitens wegen der Breite der behandelten Themen um einen Absolventen der École Supérieure de Guerre handeln. Dreyfus war beides, und es kamen bei ihm, sofern man einer nationalistischen Vulgärpsychologie folgen wollte, noch zwei weitere Verdachtsmomente hinzu: Er war Elsässer und Jude. Mangels Beweisen oder Indizien für eine verräterische Gesinnung wurde jedoch seine Handschrift zur eigentlichen kriminalistischen Knacknuss, und diese sah in den Augen einiger Offiziere der Schrift des *Bordereau* verdächtig ähnlich. So traten bald nach den ersten Verdachtsmomenten im Generalstab die Schriftexperten auf den Plan. Zur Konsternation der Militärs sorgten sie von Beginn an für mehr Konfusion als Klarheit im Verfahren.

DOI 10.1515/hzhz-2016-0462

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31



1

74

A.G.

1ère feuille

Sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir, je vous adresse cependant d'honneur quelques renseignements intéressants :

1° une note sur le frein hydraulique du 120 et la manière dont est conduite cette pièce.

2° une note sur les troupes de couverture. (quelques modifications seront apportées par le nouveau plan.)

3° une note sur une modification aux formations de l'artillerie.

4° une note relative à Madagascar.

5° le projet de manuel de tir de l'artillerie de campagne (14 mars 1894.)

Ce dernier document est extrêmement difficile à se procurer et je ne puis l'avoir à ma disposition que très peu de jours. Le ministère de la guerre

Abb. 1: Zusammengeklebtes Original des *Bordereau*: Vorder- und Rückseite.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

1

74
A.G.
2ème feuille

on a envoyé un nombre fixe dans
les corps et ces corps en sont responsables,
chaque officier détenteur doit
remettre le sien après les manœuvres.
Si donc vous voulez y prendre ce
qui vous intéresse et le tenir
à ma disposition après, je le
prendrai. À moins que vous ne
vouliez que je le fasse copier
in extenso et ne vous en adresse
la copie.

Je vais partir en manœuvres.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

I. Die Graphologie und ihr Exaktheitsversprechen

Um die Gutachten der Sachverständigen einordnen zu können, bedarf es zuerst einer genaueren Betrachtung ihrer Wissenschaft, denn diese hatte entscheidenden Anteil an der Konfusion. Die Handschriftenkunde war ein altes, aber kein ehrwürdiges Mitglied unter den forensischen Techniken. Die „experts en écriture", wie man sie schon im 18. Jahrhundert nannte, traten im Gericht auf, um mittels Schriftvergleichen klärende Aussagen zur Autorschaft von Beweisdokumenten zu machen. Zu den traditionellen Grundprinzipien der Schriftexpertise gehörte, dass mindestens zwei Gutachter zum Einsatz kamen, die Unterlagen getrennt untersuchten und ohne wechselseitige Absprache schriftliche Stellungnahmen abgaben. Widersprachen sich ihre Einschätzungen, konnte der Richter weitere Experten einberufen.[1]

Die Funktion der Schriftexperten in Strafgerichtsprozessen wurde 1757 vom Rechtsgelehrten Pierre-François Muyart de Vouglans präzise beschrieben. In seinen „Institutes au droit criminel" unterschied er zuerst zwischen zwei verschiedenen Sorten von Beweisen: dem mündlichen Beweis durch Zeugen („Preuve testimoniale") und dem schriftlichen Beweis durch Dokumente („Preuve littérale").[2] Es gebe Verbrechen, die nur schriftlich bewiesen werden könnten, weil „sie hauptsächlich im Gedanken bestehen", wie etwa religiöse Irrlehren oder politische Verschwörungen. Bei den „Preuves littérales" unterschied Muyart de Vouglans wiederum zwischen „öffentlichen" und „privaten" Schriftstücken, wobei er die beiden Kategorien nicht in einem sozialen oder politischen, sondern einem epistemischen Sinn verwendete: „Écrits publics" umfassten die von den Parteien und vom Gericht als „sicher und echt" anerkannten Beweisunterlagen, „Écrits privés" dagegen alle Dokumente mit unsicherer Autorschaft, Aussagekraft oder Authentizität, deren Beweiskraft im Verlauf des Verfahrens zu klären sei. Muyart de Vouglans betonte, die „Écrits privés" hätten erst im Zuge der steigenden Schriftlichkeit nach dem Mittelalter den Status von tatsächlichen Beweisen („véritables Preuves") erhalten. Um aber als „vollständige Beweise" („Preuves complettes") gelten zu können, müssten die Dokumente präzise Aussagen über die kriminelle Tat enthalten, als echt ausgewiesen

1 *Christine Métayer*, De l'école au palais de justice: l'itinéraire singulier des maîtres écrivains de Paris (XVIe–XVIIIe siècles), in: Annales 45, 1990, 1217–1237, hier 1225.

2 *Pierre François Muyart de Vouglans*, Institutes au droit criminel, ou Principes généraux en ces matières, suivant le droit civil, canonique, et la jurisprudence du royaume. Paris 1757, 328f.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

und dem Angeklagten zweifelsfrei zugeordnet werden. Was aber waren die Kriterien für eine zweifelsfreie Zuordnung? Gewissheit bestand für Muyart de Vouglans nur bei einem Bekenntnis des Angeklagten selbst. Handschriftexperten dagegen seien kaum in der Lage, einen vollständigen Beweis zu erbringen:

> „Abgesehen davon, dass sich diese Experten immer auf eine unklare und unsichere Art erklären, mit den Worten *wir glauben… wir schätzen…*, weiß jedermann, dass ihre Kunst per se unzähligen Irrtümern unterworfen ist, umso mehr, als die ungünstige Situation eines Mannes beim Schreiben oder Unterschreiben – eine Krankheit, Trunkenheit, eine schlecht gespitzte Feder, schlechtes Papier und andere ähnliche Umstände – die Form der Buchstaben zum Teil verändern können. Dem kann man noch hinzufügen, dass es Fälscher gibt, die so geschickt sind im Nachahmen von Unterschriften anderer, dass sich sogar die von ihnen Getäuschten täuschen lassen. Es wären also nur jene Fälle, in denen die Experten *mit Bestimmtheit* sprächen, in denen die Ähnlichkeit der Schriften so augenfällig wäre, dass sich nicht einmal die weniger Scharfsichtigen irren könnten, und in denen ihre Aussage darüber hinaus durch jene von Zeugen gestützt würde, die den Angeklagten beim Schreiben und Unterschreiben der Schriftstücke gesehen hätten, die für einen vollständigen Beweis ausreichen könnten.“ [3]

Die Tatsache, dass Muyart de Vouglans den Irrealis wählte, um die Voraussetzungen einer verlässlichen Schriftexpertise zu beschreiben, lässt sich wohl nur so verstehen, dass er sie in der Praxis für unerfüllbar hielt. Seine Skepsis war auf frühere Rechtstraktate abgestützt und sollte in späteren Bestätigung finden. [4]

Wer aber waren diese Schriftexperten, und warum standen sie in derart schlechtem Ruf? Im Paris des Ancien Régime rekrutierten sich die „experts en écriture“ aus

---

3 „Outre que ces Experts s'expliquent toûjours d'une maniere vague & incertaine par ces mots, *nous croyons… nous estimons…* personne n'ignore que leur Art est, par lui-même, sujet à une infinité d'erreurs, d'autant que la Situation mal-aisée d'un homme en écrivant ou signant, une Maladie, l'Yvresse, une Plume mal taillée, du mauvais Papier, & autres Circonstances semblables, peuvent changer en partie la formation des lettres. A quoi l'on peut ajoûter qu'il y a des Faussaires si habiles à contrefaire la signature des autres, que ceux mêmes dont on a contrefait l'Ecriture s'y trouvent trompés: il n'y aurait donc que les Cas, où les Experts parleroient *affirmativement*, & où la ressemblance des Ecritures seroient tellement palpable, que les moins clairs-voyans ne pourroient s'y méprendre, & que d'ailleurs leur Déposition se trouveroit soûtenue de celle des Témoins qui auroient vû écrire & signer les Pieces par l'Accusé; qu'elle pourroit former une Preuve complette contre lui.“ Ebd. 331 f.

4 Siehe z.B. *Guy de Rousseau de la Combe*, Traité des matières criminelles, suivant l'ordonnance du mois d'Août 1670. Paris 1741, sowie die Ausführungen in: *Adhémar Esmein*, Histoire de la procédure criminelle en France. Paris 1882, 270–272.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

der Gilde der Kalligraphen, die 1569 vom König mit zwei Privilegien ausgestattet worden war: eines für den Schreibunterricht und eines für die Schriftexpertise. Die beiden Privilegien erfüllten solange eine komplementäre Funktion, wie die Verfasser rechtlich relevanter Dokumente mit hoher Wahrscheinlichkeit Absolventen kalligraphischer Schreibkurse waren. Damit konnten die Kalligraphen für sich in Anspruch nehmen, als Schriftexperten die Methoden und Materialien zu untersuchen, die sie zugleich als Schreiblehrer vermittelten.[5] Ihr Lehrmonopol wurde jedoch bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Zuge der Alphabetisierung breiter Schichten aufgeweicht. Dadurch brach ihrem exklusiven Expertenrang die epistemische Grundlage weg. Zwar schaffte es die Gilde dank geschickter Taktik und schwacher Konkurrenz, ihr Expertenmonopol in die Revolution zu retten, aber sie scheiterte trotz hohen Aufwands (der unter anderem 1762 zur Gründung einer Académie royale d'écriture führte) am öffentlichkeitswirksamen Nachweis ihrer Wissenschaftlichkeit.[6]

1781 sprach der radikale Reformer und spätere Girondist Jacques Pierre Brissot den Handschriftenexperten in einem strafrechtlichen Reformtraktat jegliche Zuverlässigkeit ab:

> „Es gibt so viele Widersprüche zwischen den Experten, ihre Prinzipien sind so variabel, ihr Vorgehen so spekulativ und trügerisch! Es ist schon vorgekommen, dass acht Experten angegeben haben, eine Schrift sei nicht von der Hand des Angeklagten, worauf dieser sie als seine eigene wiederkannte."[7]

Brissot mochte einen Hang zum Übertreiben haben, aber ganz unplausibel war sein Fallbeispiel nicht. Gestützt auf seine Diagnose, stellte er die Forderung auf, den Aussagen der „experts en écriture" vor Gericht weniger Glaubwürdigkeit zu schenken: „Das Gutachten von Handschriftenexperten kann nicht als Fundamentalbeweis betrachtet werden, solange für ihre Kunst keine Prinzipien gefunden worden sind."[8]

Die von Brissot geforderten Prinzipien ließen noch lange auf sich warten. Zwar

5 *Métayer*, De l'école (wie Anm. 1), 1225–1227.

6 Ebd. 1229–1232.

7 „Il y a tant de contradictions entre les experts, leurs principes sont si variables, leur art si conjectural, si chimérique! On a vu huit experts déclarer qu'une écriture n'étoit pas de la main de l'accusé qui la reconnut pour être de lui." *Jacques Pierre Brissot de Warville*, Théorie des lois criminelles. 2 Vols. Berlin 1781, hier Vol. 2, 133.

8 „Le rapport d'experts en écriture ne peut être considéré comme preuve fondamentale, jusqu'à ce que cet art ait trouvé des principes." Ebd. 165.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

war die gerichtliche Schriftexpertise ab 1791 kein korporatives Privileg mehr, aber bis weit ins 19. Jahrhundert hinein blieb die Handschriftenkunde eine Erfahrungswissenschaft ohne theoretisches Fundament, und dieser Umstand war umso unbefriedigender, als der Bedarf an beweistauglicher Schriftexpertise konstant stieg, nicht nur im Gerichtsbetrieb, sondern auch im Bankgeschäft. Erschwerend kam hinzu, dass Schriftexperten auch im 19. Jahrhundert weder über methodische Standards noch über institutionelle Ausbildungsstrukturen verfügten, mit denen sie eine disziplinäre Geschlossenheit hätten begründen können. So konstatierte der Rechtshistoriker Adhémar Esmein noch im Jahr 1882: „Die Kunst der Experten war unsicher, und man kann sagen, sie ist es noch heute."[9]

Auf anderem Gebiet hingegen hatte die Handschrift schon im ausgehenden 18. Jahrhundert eine theoretische Veredelung erfahren, allerdings hier ohne erfahrungswissenschaftlichen Praxisbezug. 1775 erhob der Schweizer Theologe Johann Caspar Lavater Handschriften zu „physiognomischen Ausdrücken, Ausflüssen von dem Charakter des Schreibers", womit er sie auf eine Stufe mit den Gesichtszügen eines Individuums stellte.[10] Aus dem Abbild einer Aussage wurde ein Abbild der Persönlichkeit. Schreibende unter Genialitätsverdacht sahen sich einem neuen Manuskriptkult ausgesetzt, und jene, die sich selber für genial hielten, begannen ihn vorauseilend zu bedienen, sei es, indem sie ihre handschriftliche Hinterlassenschaft zu einem Vermächtnis von allerhöchster Authentizität aufbauten oder indem sie einen ausgefallen-ambitionierten Schreibstil einübten. Goethe, der mit Lavater in direktem Austausch stand, gehörte zu den ersten, die zugleich zu einem Objekt und Subjekt des Handschriftenkultes wurden.

Es dauerte jedoch bis 1870, ehe die Handschriftenforensik ohne Theoriewürde und die Handschriftenphysiognomik ohne Praxisausweis eine folgenreiche Fusion eingingen. Ihr Urheber war der französische Priester und Archäologe Jean-Hippolyte Michon, ein handschriftenkundlicher Autodidakt, der in sich die ganze Widersprüchlichkeit eines spekulativen Positivisten vereinte. Im Gründungsjahr der Dritten Republik war Michon bereits fünfundsechzigjährig und als Spezialist für Handschriften nahezu unbekannt. In den folgenden Jahren unternahm er in einem produktiven Schub mehrere Schritte, um eine neue Wissenschaftsdisziplin zu ins-

9 „L'art des experts était incertaine, et l'on peut dire, qu'il l'est encore." *Esmein*, Histoire (wie Anm. 4), 271.
10 *Johann Caspar Lavater*, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Bd. 3. Leipzig 1775, 113.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

titutionalisieren und sich selbst als ihr Oberhaupt zu inthronisieren. Ab 1871 gab er eine Zeitschrift heraus, die zuerst den Titel „Le journal des Autographes: l'art de juger les hommes par leur écriture" trug, aber bereits ein Jahr später auf jenen Namen umgetauft wurde, den auch die neue Wissenschaft erhalten sollte: „La Graphologie". Der Name war Programm: Er untermauerte Michons Anspruch, die Handschriftenkunde von einer „Kunst" in eine „Wissenschaft" zu verwandeln. Bald nach der Zeitschrift gründete Michon eine „Société de Graphologie", in der er seine Anhänger der ersten Stunde zu einem wirkungsvollen Propagandatrupp versammelte. 1872 erschien mit „Les mystères de l'écriture" das erste Buch zur Graphologie, und 1875 veröffentlichte Michon mit dem „Système de graphologie" das wissenschaftliche Grundlagenwerk zur neuen Lehre.[11]

Passend zu seinem organisatorisch-publizistisch-theoretischen Dreifachanspruch auf Wissenschaftlichkeit beteuerte Michon in seiner Methodenlehre, die Handschriftenkunde habe mit der Graphologie endlich das Niveau einer exakten Wissenschaft erreicht. Wie alle anderen Wissenschaften verfüge die Graphologie über sichere Grundlagen, die es ihr erlaubten, sich stets mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Daher könne man von der Graphologie das Gleiche verlangen wie von jeder anderen anerkannten Disziplin – „wissenschaftliche Gewissheit" („certitude scientifique").[12]

Die in Aussicht gestellte Gewissheit galt dabei für beide der bisher getrennten Wissensbereiche: Die Graphologie garantierte die zweifelsfreie Bestimmung von Verfassern und die exakte Beschreibung ihres Seelenzustandes im Moment des Schreibens. Gemeinsame Grundlage der beiden Bereiche war Michons Theorie von der „Fixiertheit des Zeichens" („fixité du signe"), wonach jeder handschriftlichen Form eine feste Bedeutung zukomme, die mit experimentellen Methoden zu ermitteln sei. Die „science graphologique" garantiere demnach „auf experimentellem Wege ihre rigorose Exaktheit".[13]

---

11 Michon publizierte „Les mystère de l'écriture" in Co-Autorschaft mit dem Handleser Adolphe Desbarrolles, wobei er wie in den ersten Ausgaben seiner Zeitschrift nur mit dem Vornamen Jean-Hippolyte auftrat. *Adolphe Desbarrolles/Jean-Hippolyte [Michon]*, Les mystères de l'écriture: art de juger les hommes sur leurs autographes. Paris 1872; *Jean-Hippolyte Michon*, Système de graphologie. L'art de connaître les hommes d'après leur écriture. 6ième éd. Paris 1875. Zur Chronologie von Michons Vorgehen siehe *Joseph Seiler*, De Lavater à Michon. Essai sur l'histoire de la graphologie. Vol. 2. Freiburg i. Ü. 2000, 321–323.

12 *Michon*, Système (wie Anm. 11), 59.

13 Ebd. 22.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Um dieser Behauptung gleich den Beweis ihrer Richtigkeit nachzuliefern, bediente sich Michon in seinem Buch einer neuen Technik, die in der Dreyfus-Affäre eine Schlüsselrolle spielen sollte: der typographischen Reproduktion photographisch vergrößerter Handschriften (Abb. 2). Er fügte Unterschriften von Ludwig XI., Ludwig XIV. und Bismarck ein, arbeitete aus ihnen, unbelastet von Erwägungen über die historische Bedingtheit handschriftlicher Ausdrucksformen, die Charakterbilder der großen Männer heraus, verglich die Bilder miteinander und kam zu dem Ergebnis, Bismarck sei nicht nur der Willensstärkste, sondern auch „der Königlichste" („le plus royal") der drei.[14] Michon beteuerte, er habe für das Charakterportrait von Bismarck keine andere Informationsquelle benutzt als die abgedruckte Unterschrift, mit der er „unter rigoroser Anwendung der graphologischen Regeln [...] ein intellektuelles und moralisches Portrait vom Wert einer Photographie" angefertigt habe.[15]

Tatsächlich benutzte Michon die Photographie nicht nur als methodisches Hilfs- und publizistisches Beweismittel, sondern auch als metaphorisches Exaktheitsversprechen. Die Schrift wurde unter graphologischer Bearbeitung zu „einer wahrhaftigen Photographie der Seele" („une véritable photographie de l'âme") oder, leicht profaner formuliert, zu einer „wahrhaftigen Photographie des inneren Seins" („une véritable photographie de l'être intime").[16] In bester aufklärerischer Tradition verband Michon das Exaktheitsversprechen mit einem Nützlichkeitsargument. 1878 veröffentlichte er eine kurze Abhandlung „Über den Eingriff der neuen Wissenschaft Graphologie in Rechtsangelegenheiten", die in den achtziger Jahren auch als Post-Scriptum Eingang in die Neuauflagen des „Système de graphologie" fand. Darin verkündete er die frohe Botschaft:

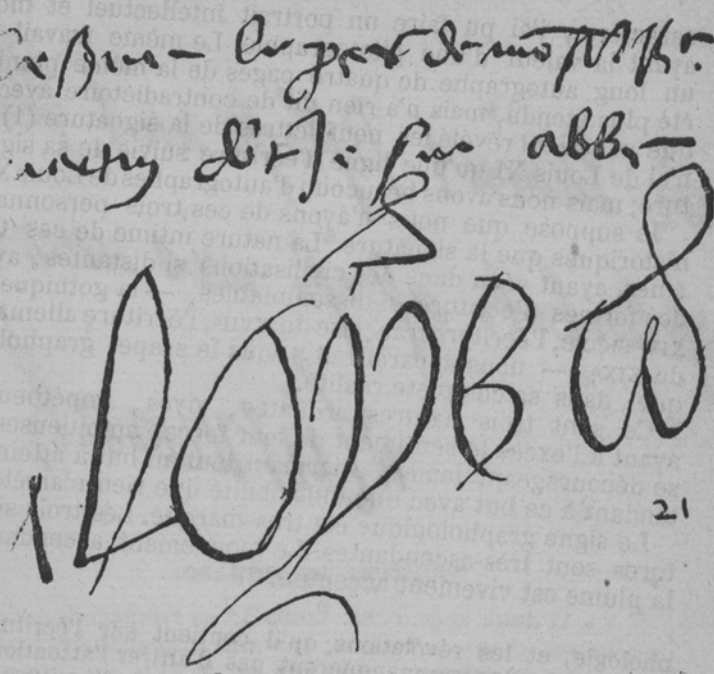
> „Die Entdeckung der Graphologie stellt die Schwäche der Expertisen bloß, die nach der alten Methode, Schriftstücke allein aufgrund der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit der Buchstaben zu vergleichen, erstellt worden sind. Diese kindische Prozedur musste angewendet werden bis zur Entdeckung der graphischen Anatomie, die beweist, dass diese oder jene Buchstabenform zu diesem oder jenem schreibenden Hirn gehört. Der Graphologe beschäftigt sich

14 Ebd. 92.

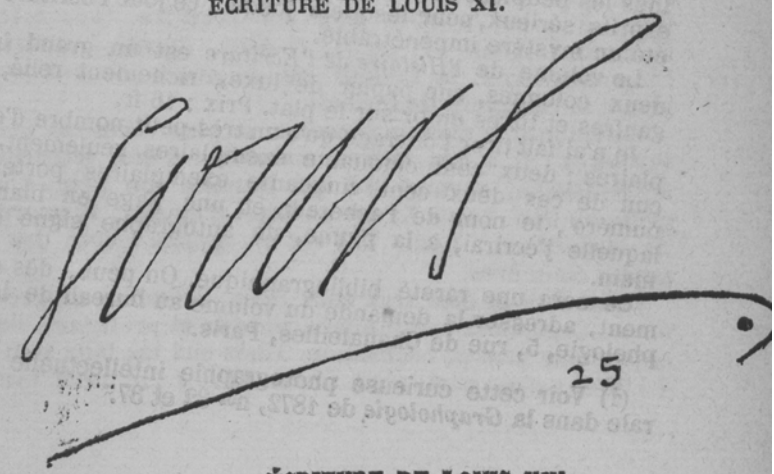
15 „Sur la simple signature de Bismarck, en appliquant rigoureusement les règles graphologiques, sans avoir eu recours à aucune autre notion révélatrice du caractère, j'ai pu faire un portrait intellectuel et moral ayant la valeur d'une photographie." Ebd. 87.

16 Ebd. 35, sowie Post-scriptum, in: ebd. 15.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31



ÉCRITURE DE LOUIS XI.



ÉCRITURE DE LOUIS XIV.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

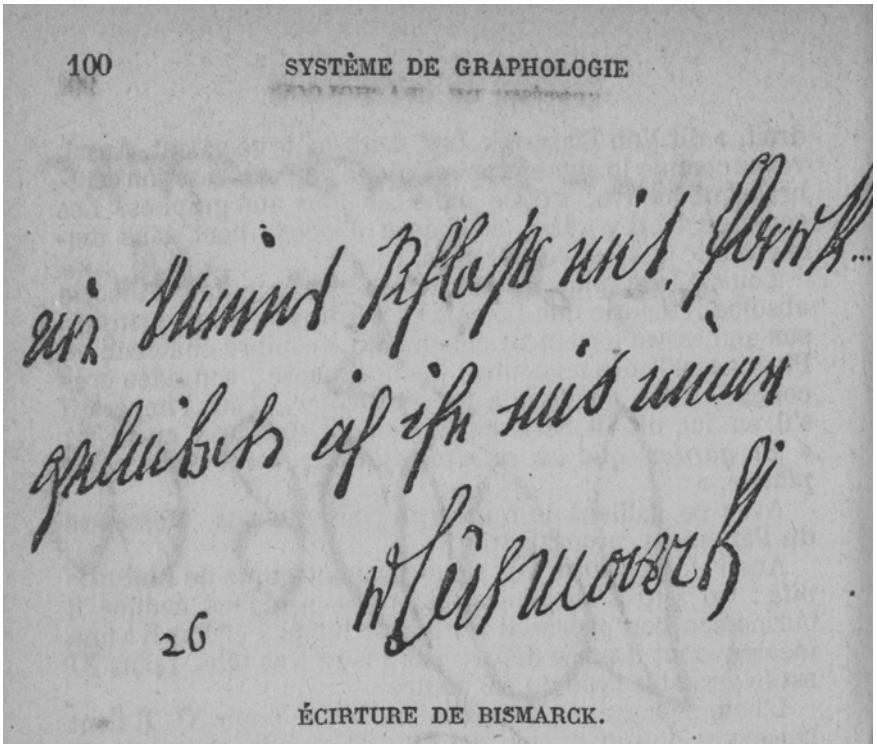


Abb. 2: Handschriftenvergleich von Ludwig XI., Ludwig XIV. und Bismarck, in: *Jean-Hippolyte Michon*, Système de graphologie. L'art de connaître les hommes d'après leur écriture. 6ième éd. Paris 1875, 99f.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

nicht, wie es die Experten bis zum heutigen Tag getan haben, mit der anscheinenden Ähnlichkeit der Buchstaben: Für ihn muss die Schrift, zum Beispiel in einem Testament, mit dem intellektuellen und moralischen Zustand übereinstimmen, den die Untersuchung der gewöhnlichen Schrift der Person, der das Testament zugeordnet wird, enthüllt hat. *Wenn es eine Unstimmigkeit zwischen dem Testament und der Schrift desjenigen gibt, dem man es zuordnet, ist das Testament falsch.*"[17]

Als Beleg für die Wirksamkeit seiner „positiven Wissenschaft" („science positive") führte Michon mehrere Gerichtsfälle an, in denen er selbst als Experte aufgetreten sei, die Meinung der übrigen Handschriftengutachter widerlegt habe und vom Richter in seiner Einschätzung bestätigt worden sei. Michon sparte dabei nicht mit Polemik gegen alteingesessene Fachvertreter. Über drei Pariser Professoren für Kalligraphie, die es gewagt hatten, im zweitinstanzlichen Verfahren über ein mutmaßlich gefälschtes Testament zu einem anderen Schluss zu kommen als er, urteilte er: „Diese Herren, die es nicht für nötig befinden, die Graphologie zu kennen, haben eine erbärmliche, blamable Arbeit geleistet, mit der sie Schande über die Expertenwissenschaft des 19. Jahrhunderts bringen."[18]

Michons Publikationen stießen auf hohe Resonanz und fanden bald im In- und Ausland begeisterte Anhänger, die ihm bei der Entfaltung publizistischer Betriebsamkeit in nichts nachstanden. Einer der wichtigsten Pioniere in Deutschland, Hans Busse, nahm Ende des 19. Jahrhunderts Michons wissenschaftliches Doppelversprechen auf und definierte die Graphologie als eine „Psychologie und Physiologie des Schreibens, besonders in Hinsicht auf die individuellen Abweichungen und Ver-

17 „La découverte de la graphologie met à nu cette faiblesse des expertises faites d'après la vieille méthode de la comparaison des pièces sur l'unique raison de la ressemblance ou de la non ressemblance des lettres. Ce procédé enfantin a dû être employé jusqu'à la découverte de l'anatomie graphique, qui démontre que telle ou telle forme de lettre appartient à tel ou tel cerveau qui écrit. Le graphologiste ne s'occupe pas, comme les experts l'ont fait jusqu'à ce jour, de la ressemblance apparente des lettres: il faut pour lui que l'écriture, par exemple dans un testament, corresponde à l'état intellectuel et moral dévoilé par l'étude de l'écriture habituelle de la personne à laquelle est attribuée le testament. *S'il y a discordance entre le testament attribué, et l'écriture de celui auquel on l'attribue, le testament est faux.*" *Jean-Hippolyte Michon*, De l'intervention de la science nouvelle la graphologie dans les causes judiciaires. Paris 1878, 4.

18 „Ces messieurs, qui n'ont pas besoin de connaître la graphologie, ont fait un travail pitoyable, honteux, qui est le déshonneur de la science des expertises au XIXe siècle." *Michon*, Post-scriptum, in: ders., Système (wie Anm. 11), 17.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

schiedenheiten der Handschriften und in Hinsicht auf die dadurch ermöglichten Rückschlüsse auf den jeweiligen seelischen Zustand des Schreibers."[19]

Bei aller publizistischen Agitation und polemischen Aggressivität gelang es Michon und seinen Anhängern jedoch nicht, die Vertreter der alten Handschriftenkunde aus dem Feld zu schlagen und die Unsicherheit über den epistemischen Status der Schriftexpertise zu beseitigen. Vielmehr sorgten sie dafür, dass die „experts en écriture" noch stärker unter Druck gerieten. Ob Graphologen, Kalligraphen oder Paläographen, alle Schriftexperten hatten nun gegenüber ihren Konkurrenten und Auftraggebern die wissenschaftliche Solidität ihrer jeweiligen Methode unter Beweis zu stellen. Wie konnte das besser geschehen als mit gerichtlichen Gutachten, die eine Handschrift zweifelsfrei einer Person zuordneten? Die Versuchung für Experten war größer denn je, sich epistemisch weiter auf die Äste hinauszuwagen, als sie ihr forensisches Können trug. Und die Versuchung wurde noch größer, wenn, wie im Fall Dreyfus, die Untersuchungsbehörde aus einem Verdächtigen möglichst rasch einen Schuldigen machen wollte, dem prozeduralen Ablauf der Untersuchung vorgriff und die beigezogenen Experten auf ihre Ziele einzuschwören versuchte.

II. Wer fälscht wen?

Damit können wir zum Beginn der Ermittlungen im Spionagefall zurückkehren. Als der *Bordereau* im französischen Generalstab eintraf, wurde der Major Armand du Paty de Clam mit der Untersuchung der skandalösen Vorgänge betraut. Du Paty hatte sich als vielseitig gebildeter Amateurgraphologe für den Fall empfohlen. Er bestellte Dreyfus, der aufgrund seines Rangs, seiner Waffengattung, Religion und Handschrift früh ins Fadenkreuz der Ermittlung geraten war, ins Kriegsministerium, ohne ihn über den Anlass der Vorladung aufzuklären. Dort diktierte er ihm Ausschnitte aus dem *Bordereau* in die Feder und sah sich beim Anblick der Schrift sogleich in seinem Verdacht bestätigt. Er konfrontierte den verblüfften Dreyfus mit seinem Befund, in der sicheren Erwartung, dieser werde ein spontanes Geständnis

19 *Hans H. Busse*, Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen (Schrift-Expertise). Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus-Esterhazy. Leipzig 1898, 9. Zur bewegten Geschichte der Graphologie in Deutschland siehe *Per Leo*, Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890–1940. Berlin 2012.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

ablegen. Den *Bordereau* legte er ihm dabei nicht einmal vor. Um der Armee ein gerichtliches Verfahren zu ersparen, hatte du Paty sogar einen geladenen Revolver auf dem Tisch bereitgestellt, um Dreyfus die Möglichkeit zu geben, sein letztes Bisschen an militärischer Ehre in den Freitod zu retten.

Als das Geständnis und der Pistolenschuss ausblieben, rückten die externen Schriftgutachten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Unmittelbar vor der Vorladung waren zwei Experten mit älteren, armeeinternen Schriften von Dreyfus versorgt und um Vergleichsgutachten mit dem *Bordereau* gebeten worden. Der eine war Alfred Gobert, ein diskreter Handschriftenspezialist der Banque de France mit reichlich Praxiserfahrung als Gerichtsgutachter und geringen Verdiensten um die Wissenschaft. Beim anderen handelte es sich um Alphonse Bertillon, einen berühmten Kriminologen der Polizeipräfektur, wissenschaftlichen Positivisten und Erfinder einer anthropometrischen Identifikationsmethode, die bis zur Durchsetzung des Fingerabdrucks nach 1900 unter dem Namen „Bertillonage" praktiziert wurde. Ein weiterer Gegensatz zu Gobert bestand darin, dass Bertillon zwar einen beträchtlichen Publikationsausstoß, aber nur spärliche Handschriftenkenntnisse vorzuweisen hatte. Während Gobert über die Identität des Verdächtigen im Dunkeln gelassen wurde, war Bertillon von Anfang an im Bild, und während Gobert nach kurzem Studium der Dokumente zur vorsichtig formulierten Konklusion kam, der anonyme Brief könnte von einer anderen Person als dem Verdächtigten stammen, behauptete Bertillon nach einer längeren Untersuchung mit Bestimmtheit, die Schriften seien zwar verschieden, aber „offensichtlich" („manifestement") von derselben Hand. Er legte einen umfangreichen, mit allen Insignien der Wissenschaftlichkeit versehenen Bericht vor, in dem er erklärte, wie Dreyfus im *Bordereau* mit Hilfe seiner Frau und seines Bruders eine „Selbstfälschung" („autoforgerie") seiner Handschrift fabriziert habe.[20] Bertillon schoss dabei übers Ziel hinaus. Die Richter nahmen den

20 Der Ablauf des zweistufigen Gutachterverfahrens lässt sich am ausführlichsten den Zeugenaussagen der Experten im zweiten Prozess gegen Dreyfus von 1899 entnehmen: Le procès Dreyfus devant le conseil de guerre de Rennes. Compte-rendu sténographique in-extenso. Paris 1900, Vol. 2, 297–386 (Gobert, Bertillon); 445–474 (Teyssonnières, Charavay, Pelletier). Weitere Aussagen zu und Zitate aus den Gutachten sind in der Urteilsbegründung des ersten Prozesses gegen Dreyfus von 1894 enthalten: ebd. Vol. 1, 10–20. Zu Bertillons forensischer Forschungstätigkeit siehe *Pierre Piazza* (Ed.), Aux origines de la police scientifique. Alphonse Bertillon, précurseur de la science du crime. Clamecy 2011; zu Bertillons Rolle in der Dreyfus-Affäre siehe im selben Band den Aufsatz von *Roger Mansuy/Laurent Mazliak*, L'analyse graphologique controversée d'Alphonse Bertillon dans l'affaire Dreyfus. Polémiques et réflexions autour de la figure de l'expert, in: ebd. 350–370.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Hauptbefund zwar gerne zur Kenntnis, schreckten aber von einer Bezichtigung anderer Familienmitglieder zurück und fanden das umständliche Beweisverfahren abschreckend.[21]

Abgesehen von der umständlichen Argumentation und der unverfrorenen Ausweitung der Verdächtigen war Bertillons Annahme einer Selbstfälschung weniger weit hergeholt, als es uns heute erscheinen mag. Es gehörte zu den Standardaufgaben von Handschriftenexperten, die Verfasser gefälschter Urkunden und anderer getürkter Schriftstücke zu identifizieren, und gerade bei einem Spionagedokument war die Annahme einer verstellten Handschrift plausibel. Daher erstaunt es wenig, dass Bertillons Fälschungshypothese vom Großteil der nachträglich involvierten Sachverständigen – auch jenen, die seiner Konklusion vehement widersprachen – grundsätzlich akzeptiert wurde.[22] Der einzige Punkt, der sogleich umstritten war, betraf das eigentliche Bezichtigungsargument, nämlich der Befund einer Selbstfälschung. Wie konnte Dreyfus mit derartigem Aufwand seine eigene Handschrift verfälscht haben, wenn sich die Schrift auf dem *Bordereau* und auf seinen eigenen Briefen äußerlich angeblich so sehr glichen?

Der Generalstab machte keinen Hehl aus seinem Ärger über Goberts unkooperatives Verhalten, ja steigerte sich, von Dreyfus' Schuld überzeugt, sogar in die Vorstellung hinein, Gobert habe, obwohl er den Namen des Angeklagten zuerst gar nicht kannte und nur durch ein Versehen der Anklage herausfand, ein voreingenommenes Gutachten abgegeben.[23] Um Goberts Gutachten und die Zweifel, die es säen könnte, aus der Welt zu schaffen, beauftragte das Gericht drei weitere Experten mit Zusatzgutachten: Étienne Charavay, einen Paläographen aus der renommierten École des chartes, Pierre Teyssonnières, einen Anhänger der graphologischen Methode und nach eigener Aussage „ami intime de l'abbé Michon", sowie Eugène Pelletier, einen Handschriftenforensiker mit dem pragmatischen Ansatz, herkömmliche Analyseverfahren mit neuen optischen, photographischen und chemischen Techniken zu kombinieren, um die „wissenschaftliche Gültigkeit" der Expertisen zu

21 *Vincent Duclert*, Alfred Dreyfus. L'honneur d'un patriote. Paris 2006, 160.

22 Sogar Dreyfus vermutete in der Haft, er sei womöglich Opfer eines Spions geworden, der gezielt seine Handschrift gefälscht habe. Anders als bei Bertillon war es bei Dreyfus aber eine wilde Spekulation, denn er hatte nicht die Gelegenheit, seinen Verdacht am *Bordereau* selbst zu überprüfen. Vgl. *Philippe Oriol*, L'histoire de l'Affaire Dreyfus de 1894 à nos jours. Paris 2014, 211.

23 *Duclert*, Alfred Dreyfus (wie Anm. 21), 159f.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

erhöhen.[24] Alle drei Gutachter wirkten bereits als „experts en écriture" an Pariser Gerichten. Als sie für ihre Vereidigung in der Polizeipräfektur eintrafen, erhielten sie den Rat, sich vor der Untersuchung mit Bertillon zu treffen, um weitere Dokumente von Dreyfus sowie die Glasplatten mit den photographischen Vergrößerungen zu studieren, die für Bertillons Untersuchung des *Bordereau* angefertigt worden waren. Charavay und Teyssonnières folgten dem Rat, Pelletier nicht. Fünf Jahre später begründete Pelletier seinen Schritt vor Gericht mit dem alten Prinzip der gutachterlichen Unbefangenheit: „Als gewissenhafter Experte durfte ich nicht zu Herrn Bertillon gehen, der seine Meinung schon gemacht hatte."[25] Nach der Untersuchung der Dokumente verneinte Pelletier ebenso entschieden die Autorschaft von Dreyfus wie sie Charavay und Teyssonnières bejahten.

Einzelne in die Untersuchung involvierte Mitglieder des Generalstabs reagierten verunsichert auf das Resultat der Expertenbefragung. Aber auch sie mussten bald einsehen, dass sie ihren Manövrierraum bereits weitgehend verloren hatten. Durch Indiskretionen in den eigenen Reihen hatten antisemitische Journalisten Wind vom Spionagefall und der Identität des Verdächtigen bekommen. Mehrere Zeitungen starteten eine Hetzkampagne, die für die zuständigen Militärs karrierebedrohlich wurde. Um im Amt zu bleiben, sahen sie sich gezwungen, mit Dreyfus kurzen Prozess zu machen. Dazu wurde ein Dossier mit Scheinbeweisen angelegt und der Verfahrensablauf abgekürzt. Gut zwei Monate nach der Verhaftung war Dreyfus verurteilt und wenige Wochen später degradiert und deportiert.

Dass die Affäre damit nicht erledigt war, hatte mehrere Gründe: Erstens merkte man im Generalstab, dass die Spionage für Deutschland weiterging; zweitens betrieb die Familie Dreyfus mit großem Aufwand eine Wiederaufnahme des Verfahrens; drittens schließlich – und das ist für uns der interessanteste Faktor – weitete sich der Kreis der Experten auf einen Schlag, als die Tageszeitung „Le Matin" am 10. November 1896 eine Photographie des *Bordereau* abdruckte (Abb. 3). Die Herausgeber hielten Dreyfus für den Schuldigen und verbanden mit der Publikation des Hauptbeweisstücks die Hoffnung, dem Skandal ein für alle Mal ein Ende zu berei-

24 Zu Teyssonnières' engem Bezug zu Michon siehe seine Aussage im Prozess gegen Émile Zola in: L'affaire Dreyfus. Le procès Zola devant la cour d'assises de la Seine et la cour de cassation. Paris 1898, Vol. 1, 450; zu Pelletiers Sicht der gerichtlichen Schriftexpertise siehe seine kurze Abhandlung: De la valeur légale des expertises en écritures. Paris 1899, 6 f.

25 „En expert consciencieux, je ne devais pas aller chez M. Bertillon, dont l'opinion était faite." Le procès Dreyfus (wie Anm. 20), Vol. 2, 470.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Abb. 3: Titelseite von „Le Matin“, 10. November 1896, 1.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TGS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

ten. Der Titel auf der Frontseite lautete: „Der Beweis: Das Faksimile des *Bordereau*, geschrieben von Dreyfus [...] Kein Zweifel möglich."[26]

Wie waren die Journalisten des „Matin" zu ihrer kapitalen Fehleinschätzung gelangt? Das abgedruckte Faksimile entstammte einer photographischen Reproduktion und konnte, wie in den Prozess involvierte Personen rasch herausfanden, nur vom Schriftexperten Teyssonnières stammen, der sie vor dem Studium der Originaldokumente von Bertillon erhalten und danach behalten hatte. Teyssonnières dürfte den Journalisten auch beim Verfassen des Artikels behilflich gewesen sein. Der Text enthielt graphologische Vergleiche zwischen Wörtern, Silben und Buchstaben aus dem *Bordereau* und aus Abschriften von Dreyfus, wobei Letztere nicht mit abgedruckt waren. Die Vergleiche liefen wiederum auf den Befund hinaus, Dreyfus habe seine eigene Schrift verstellt. Für die angebliche Eindeutigkeit des Befunds wurde die Exaktheit der wissenschaftlichen Expertise angeführt:

> „Die Experten haben die besonderen ‚Ticks' der Verfasser untersucht, die sich gewissermaßen in der Hand befinden, und die von der Hand regelhaft und mechanisch ausgeführt werden, ohne Intervention des Gehirns. Das ist mechanisch und auch mathematisch."[27]

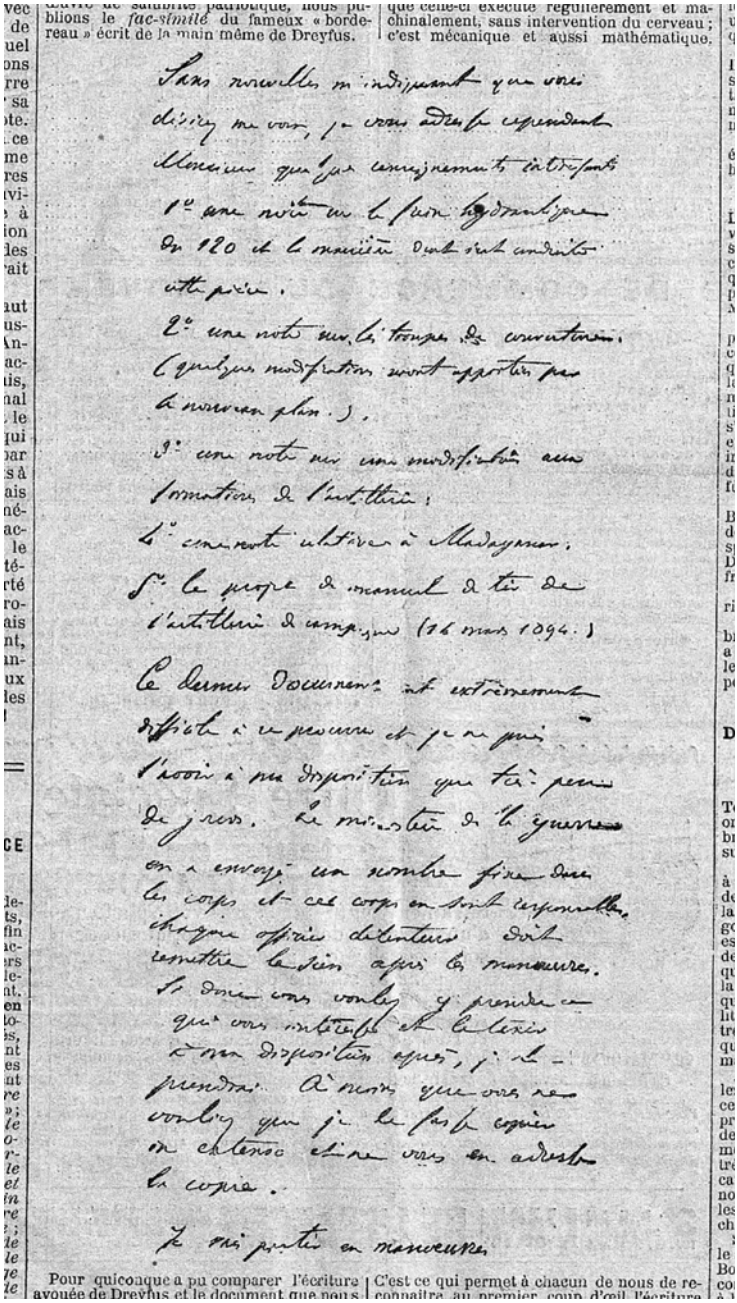
Damit hatten sich die Experten von gerichtlichen Gutachtern in mediale Legitimatoren verwandelt. Für Teyssonnières, der notorisch knapp bei Kasse war, dürfte sich die Indiskretion finanziell gelohnt haben, sie deutet aber ebenso darauf hin, dass er an der Richtigkeit seines Schriftvergleichs nach wie vor keine Zweifel hegte. Man täte ihm daher unrecht, wenn man seine Expertise für das Kriegsgericht und sein Engagement für die Zeitungsredaktion als reine Gefälligkeit abtun würde.

Die Veröffentlichung des *Bordereau*-Faksimiles war für die Familie Dreyfus und ihre wenigen Mitstreiter ein unverhoffter Glücksfall. Dank einer ähnlichen photographischen Technik, die Abbé Michon als Glaubwürdigkeitsbeweis für die Graphologie eingesetzt hatte, waren sie nun im Besitz des wichtigsten Beweisdokuments gegen Alfred Dreyfus. Und es kam ihnen noch ein weiterer Umstand entgegen, um den sie gar nicht wussten. Die in der Zeitung abgedruckte Kopie sah in auffälliger Weise

26 „La preuve: fac-similé du *Bordereau* écrit par Dreyfus [...] Pas de doute possible." Le Matin, 10. November 1896, 1.

27 „Les experts ont recherché les ‚tics' particuliers aux écrivains, qui se trouvent en quelque sorte dans la main, et que celle-ci exécute régulièrement et machinalement, sans intervention du cerveau; c'est mécanique et aussi mathématique." Ebd.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31



Œuvre de salubrité patriotique, nous publions le *fac-similé* du fameux « bordereau » écrit de la main même de Dreyfus.

que celle-ci exécute régulièrement et machinalement, sans intervention du cerveau ; c'est mécanique et aussi mathématique.

Sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir, je vous adresse cependant Monsieur quelques renseignements intéressants

1° une note sur le frein hydraulique du 120 et la manière dont est conduite cette pièce.

2° une note sur les troupes de couverture. (quelques modifications seront apportées par le nouveau plan.).

3° une note sur une modification aux formations de l'artillerie ;

4° une note relative à Madagascar.

5° le projet de manuel de tir de l'artillerie de campagne (16 mars 1894.)

Ce dernier document est extrêmement difficile à se procurer et je ne puis l'avoir à ma disposition que très peu de jours. Le ministère de la guerre en a envoyé un nombre fixe dans les corps et ces corps en sont responsables. chaque officier détenteur doit remettre le sien après les manœuvres. Si donc vous voulez y prendre ce qui vous intéresse et le tenir à ma disposition après, je le prendrai. À moins que vous ne voulez que je le fasse copier in extenso et ne vous en adresse la copie.

Je vais partir en manœuvres

Pour quiconque a pu comparer l'écriture avouée de Dreyfus et le document que nous

C'est ce qui permet à chacun de nous de reconnaître au premier coup d'œil l'écriture

Abb. 4: Photographische Reproduktion des Bordereau auf der Titelseite von „Le Matin“, 10. November 1896, 1.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

anders aus als das Original, weil auf ihr die zusammengeklebten Papierfetzchen nicht mehr als solche erkennbar waren (Abb. 4).

Dadurch wirkte der *Bordereau* wie ein unversehrtes Schriftstück, was seinen Wert als Beweisstück für Spezialisten wie Laien gesteigert haben dürfte. Damit sah sich die Familie Dreyfus auf einen Schlag in die Lage versetzt, Gegenexpertisen zum Handschriftenvergleich einzuholen. Dank dem Geld von Mathieu Dreyfus, Alfreds Bruder, und dem Geschick seines publizistischen Adlaten, des jüdischen Anarchisten Bernard Lazare, gelang es, ein Dutzend Gutachter zu gewinnen, darunter viele offizielle Schriftexperten. Auffällig war die Dominanz von Vertretern der graphologischen Richtung, und noch auffälliger war die internationale Zusammensetzung des Gremiums. Nur zwei Gutachter kamen aus Frankreich, die restlichen zehn waren in der Schweiz, Deutschland, England und den USA tätig. Damit versuchte Lazare jeden Verdacht einer Voreingenommenheit der Experten im Vornherein auszuräumen. Die Auftragnehmer gingen rasch an die Arbeit, und dank Lazares publizistischem Aktivismus erschienen die Gutachten bereits im November 1897 im Druck.[28]

Die Gutachter äußerten unisono die Meinung, der *Bordereau* könne nicht von Dreyfus geschrieben worden sein. Soviel Eintracht war bemerkenswert, und sie wurde im In- und Ausland sogleich als Beweis für die Wissenschaftlichkeit der graphologischen Methode gefeiert. In Deutschland erschien zu diesem Zweck bereits 1898 eine kleine Schrift mit dem Titel „Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen". Ihr Verfasser war Hans Busse, dessen Definition der Graphologie wir bereits kennengelernt haben. Busse gehörte zusammen mit Ludwig Klages zu den Vorreitern der neuen Wissenschaft außerhalb Frankreichs, trat als Inhaber des „Instituts für wissenschaftliche Graphologie" und „Vorsitzender der Deutschen graphologischen Gesellschaft" auf und publizierte um die Jahrhundertwende eine ganze Reihe populärer Schriften zur Graphologie, darunter auch eine Studie zu Bismarcks Charakter, die direkt von Abbé Michon inspiriert war.[29] Im Kommentar zu Lazares Gutachtergruppe wagte Busse die Prognose: „Der Fall Dreyfus wird nicht nur

28 *Bernard Lazare* (Ed.), Une erreur judiciaire. Deuxième mémoire (avec des expertises d'écritures). Paris 1897. Lazare hielt die Qualität der photographischen Reproduktion im „Matin" für „excellente": „Elle ne diffère de l'original que par un léger écrasement, dû aux effets des machines rotatives, qui ne compromet en aucune façon la forme des lettres, ni les dispositions générales." Ebd. 60.

29 *Michon*, Système (wie Anm. 11), 87–92; *Hans H. Busse*, Bismarcks Charakter. Mit vierzig Handschriften-Proben von Bismarck und Anderen. Leipzig 1898; *ders.*, Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen (wie Anm. 19).

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

die Gerichte Frankreichs, sondern auch diejenigen Deutschlands und der übrigen Länder nötigen zur Abschaffung der bisherigen gerichtlichen Schriftexpertise oder zu deren Reform und Ersetzung durch die wissenschaftliche Graphologie."[30] Die Zeit der Lithographen, Kalligraphen und „Beamten des subalternen Büreaudienstes", die sich nebenberuflich als gerichtliche Schriftexperten betätigten, sei abgelaufen, und mit ihnen werde der Berufsstand endlich auch seinen schlechten Ruf los. Busse kündigte ein neues Zeitalter der wissenschaftlich fundierten Gerichtsbarkeit unter graphologischer Anleitung an. Er berief sich unter anderem auf seinen graphologischen Kollegen Wilhelm Preyer, dem zufolge Frauen „im Zweifelsfalle des Ehebruchs" zukünftig freigesprochen werden könnten, wenn „ihre Handschrift, nur aus dünnen Haarstrichen bestehend, nicht den geringsten Anhaltspunkt für das Vorhandensein sinnlicher Begierden liefert".[31]

Busse ließ sich in seinem Optimismus von einer anderen, noch frappanteren Auffälligkeit in den Gutachten für Dreyfus nicht beirren: Von den zwölf Experten waren sich deren vier gewiss, der Spion habe die Schrift von Dreyfus nachgeahmt, und ein fünfter hielt es für wahrscheinlich. Jules Crépieux-Jamin, einer der zwei französischen Gutachter, stellte fest, der *Bordereau* weise zwar „keine profunden Ähnlichkeiten mit der Schrift von Dreyfus" auf, gleiche ihr aber „oberflächlich doch zu stark, um hier keine Imitationsabsicht seiner Schrift zu erkennen".[32] Crépieux-Jamin galt seit der Veröffentlichung seiner Abhandlung „L'écriture et le caractère" im Jahr 1888 als prominentester Nachfolger von Abbé Michon; er wurde von Lazare mit den Worten eines Kollegen vorgestellt, er „verkörpere die Graphologie".[33] Diese Einschätzung spiegelte sich auch im Honorar, das Crépieux-Jamin von Lazare erhielt: Es betrug 3000 Francs und war damit zwei- bis zehnmal höher als die Entschädigungen für die anderen Gutachter.[34] Noch unmissverständlicher als Crépieux-Jamin drückte sich Paul Moriaud, Rechtsprofessor an der Universität Genf, aus: „Der *Bordereau* ist

30 *Busse*, Graphologie (wie Anm. 19), 9.

31 Busse zitierte in dieser Passage zustimmend seinen kurz zuvor verstorbenen graphologischen Mitstreiter Wilhelm Thierry Preyer; ebd. 32.

32 „Si elle n'a pas de ressemblances profondes avec l'écriture de Dreyfus, elle y ressemble trop, superficiellement, pour ne pas reconnaître là une intention d'imiter son écriture." *Jules Crépieux-Jamin*, Conclusions, in: Lazare (Ed.), Une erreur judiciaire (wie Anm. 28), 54.

33 *Bernard Lazare*, L'affaire Dreyfus, in: ebd. 5–64, hier 52.

34 *Ders.*, Mémoire sur ses activité pendant l'affaire Dreyfus, in: Philippe Oriol (Ed.), Bernard Lazare. Anarchiste et nationaliste juif. Paris 1999, 241–268, hier 259.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

das Werk eines Fälschers, eines plumpen Nachahmers der Schrift von Dreyfus."[35] Auch unter jenen Experten, die diese Sicht nicht teilten, dominierten eindeutige Befunde. Ein anderer Schweizer, Louis de Rougemont, dessen Einschätzung Lazare als besonders glaubwürdig taxierte, weil er in der Öffentlichkeit mit „eher antisemitischen Gefühlen" aufgefallen sei, betonte: „Die Schrift von Hauptmann Dreyfus erhebt ihn, graphologisch beurteilt, über jeden Verdacht, ein Feigling und Verräter sein zu können."[36]

Die zwölf Handschriftengutachten waren in der Absicht angefordert und angefertigt worden, die drei Experten des Militärgerichts, Bertillon, Charavay und Teyssonnières, zu diskreditieren: „Dem Zeugnis dreier Männer", schrieb Lazare, „von denen einer als einfacher Polizist und Gerichtsdiener zu Recht verdächtig ist, stelle ich die freie Aussage von Männern mit unbestreitbarer Kompetenz und Unabhängigkeit gegenüber."[37] Diese Behauptung sollte bereits drei Tage nach der Publikation der Expertisen hinfällig werden. Am 15. November verkündeten Mathieu Dreyfus und der Senator Auguste Scheurer-Kestner, der sich hinter den Kulissen schon länger für eine Wiederaufnahme des Prozesses eingesetzt und für dieses Vorhaben Lazares Veröffentlichung der Expertengutachten in mehreren Briefen als schädlich eingestuft hatte[38], den wahren Schuldigen in der Person des Infanterieoffiziers Ferdinand Walsin-Esterházy gefunden zu haben. Ein Wertpapierhändler Namens Jacques de Castro hatte ein paar Tage zuvor ein Faksimile des *Bordereau* erstanden, darin

35 „Le bordereau est l'œuvre d'un faussaire, imitateur grossier de l'écriture de Dreyfus." *Paul Moriaud*, Conclusions, in: Lazare (Ed.), Une erreur judiciaire (wie Anm. 28), 57. Ähnlich pointiert drückten sich die amerikanischen Gutachter Carvalho und Ames aus, während der Franzose Gustave Bridier die gleiche Annahme vorsichtiger formulierte.

36 „L'écriture du capitaine Dreyfus, jugée graphologiquement, le met absolument à couvert de la supposition de pouvoir être un lâche et un traître." *Louis de Rougemont*, Conclusions, in: Lazare (Ed.), Une erreur judiciaire (wie Anm. 28), 56.

37 „Au témoignage de trois hommes, dont l'un, policier vulgaire et valet de justice, est suspect légitimement, j'oppose l'affirmation libre de douze hommes de compétence et d'indépendance indiscutables." *Lazare*, L'affaire Dreyfus (wie Anm. 33), 60.

38 Scheurer-Kestner wurde frühzeitig in Lazares Publikationsvorhaben eingeweiht und äußerte bereits im September die Besorgnis, die Expertengutachten würden „alles andere in der Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit auslöschen" und hielt dabei besonders die Schlussfolgerung von Crépieux-Jamin für „extrem gefährlich": „Er sagt, es sei wahrscheinlich, dass das Dokument in der Absicht gefälscht worden sei, Dreyfus zu schaden – das ist falsch, kreuzfalsch" („Il dit qu'il est probable que la pièce a été fabriquée dans l'intention de nuire à Dreyfus – c'est faux – archifaux"). *Auguste Scheurer-Kestner*, Briefe an Joseph Reinach vom 22. und 27. September 1897, zit. nach Oriol, L'histoire (wie Anm. 22), 525.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

die unverfälschte Handschrift seines Kunden Esterházy erkannt und Mathieu Dreyfus von seiner Entdeckung in Kenntnis gesetzt.

Wie ist es zu erklären, dass nicht weniger als fünf Experten die gleiche falsche Fälschungshypothese aufgestellt und mit teils aufwändigen Verfahren bewiesen zu haben glaubten? Unabhängig voneinander dürften die internationalen Gutachter kaum auf die gleiche Idee gekommen sein. Hat Bertillons umständlich begründeter Befund, in der Handschrift des *Bordereau* sei eine Fälschungsabsicht zu erkennen, die Experten stärker in den Bann geschlagen, als sie angesichts ihrer Geringschätzung für den graphologischen Dilettanten zugegeben hätten? Oder ist es sogar zu einer vorgängigen Absprache unter ihnen gekommen, um das Risiko von Widersprüchen zwischen den Gutachten möglichst gering zu halten? Der wahrscheinlichste Hergang liegt zwischen diesen beiden Szenarien. Von Lazare ist bekannt, dass er bereits vor dem Einholen der Expertengutachten überzeugt war, Dreyfus sei Opfer eines Handschriftenfälschers geworden und dass er einzelnen Experten gegenüber seine Überzeugungen nicht verhehlte.[39] Bekannt ist ebenfalls, dass Lazare Bertillons Bericht als unbeabsichtigte Bestätigung für seinen Verdacht interpretierte.[40] Bertillon dürfte daher die graphologischen Gutachter der Gegenseite am ehesten indirekt beeinflusst haben – über Informationen oder Instruktionen, die ihnen Lazare gab. Trifft dieser Hergang zu, war es um die Unvoreingenommenheit der „unabhängigen" Experten im Solde Lazares noch schlechter bestellt als um jene der Militärgerichtsgutachter. Gewissheit besteht jedenfalls darüber, dass die Handschriftenexperten hüben wie drüben mit der hohen Erwartungshaltung ihrer Auftraggeber und der hohen Unsicherheit ihrer Methoden ähnlich kreativ umgegangen sind: Jene, denen am Exaktheitsversprechen ihrer Wissenschaft viel gelegen war, verletzten die

39 Siehe z.B. die zwei Briefe an Cesare Lombroso – den einzigen der Experten, dessen Gutachten Lazare nicht in die Sammlung aufnahm. Aus dem ersten Brief vom 21.Februar 1897 geht hervor, dass Lazare den Gutachter ausdrücklich darum bat, einen Beitrag zur Rettung des unschuldigen Dreyfus zu leisten, und ihm zudem seine eigene Verteidigungsschrift für Dreyfus schickte. Im zweiten Brief vom 26.September 1897 bezeichnet Lazare den *Bordereau* schließlich als „un faux", wobei er zu diesem Zeitpunkt die anderen Expertengutachten bereits erhalten hatte. *Olivier Bosc*, Le signe et la preuve. Deux lettres retrouvées de Bernard Lazare à Cesare Lombroso au moment de l'Affaire Dreyfus, in: Mil neuf cent 15, 1997, 215–220, hier 218–220.

40 „Ce que je puis affirmer après être arrivé à la fin de ma tâche, c'est que la lettre-missive, *base unique de l'accusation*, est l'œuvre d'un faussaire. [...] Le rapport de M. Bertillon nous le montre comme obsédé de l'idée qu'il peut être découvert et appliquant toutes les ressources de son esprit à dissimuler son écriture." *Bernard Lazare*, zit. nach Oriol, L'histoire (wie Anm. 22), 211.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

prozeduralen Abläufe, um pointiert Position beziehen zu können. Eine solche Rechnung konnte höchstens auf kurze Frist aufgehen.

III. Émile Zola: Vom Voyeur zum Accusateur

Dank dem Handschriftenvergleich des Wertpapierhändlers hatte die Affäre ohne das Zutun eines Experten eine völlig neue Dimension erhalten. Und da auch eine andere Spur, die der Oberst Georges Picquart unabhängig von Mathieu Dreyfus und gegen den Widerstand des Generalstabs verfolgt hatte, direkt zu Esterházy führte, schien sich die Faktenlage für manche Beobachter, die den Fall mit Interesse verfolgten, zu klären. Nach dem öffentlichen Eklat dauerte es nicht lange, bis auch photographische Faksimiles von Esterházys Briefen in den Zeitungen zirkulierten. Die Anhänger von Dreyfus gestalteten in einem geschickten Schachzug ein Plakat mit dem Titel „Affaire Esterhazy", auf dem das Faksimile des *Bordereau* in der linken Spalte und eine Abfolge von je zwei Zeilen aus dem *Bordereau* sowie aus einem Brief von Esterházy in der rechten Spalte abgedruckt waren (Abb. 5 und 6). Passend zum visuellen Effekt der Collage stand darüber: „Vollständige Identität der Handschriften".

Zu den interessierten Beobachtern der Affäre hatte bis dahin auch Émile Zola gehört. Lazare hatte ihn mehrmals gedrängt, seinen literarischen Ruhm für die gerechte Sache einzusetzen, dabei aber einen Literaten angetroffen, der die Affäre lieber aus der Distanz verfolgte, wo er einen ästhetischen, um nicht zu sagen voyeuristischen Genuss an ihr haben konnte. „So eine Tragödie", schrieb er seiner Frau noch am 8. November, „fasziniert mich, weil ich nichts Schöneres kenne."[41] Nachdem er aber am 13. November mit Scheurer-Kestner getafelt und am 15. November die Zeitungen gelesen hatte, sah er den Zeitpunkt gekommen, öffentlich Stellung zu beziehen. Noch aber tat er es als einer von mehreren Denkern, die im Gefühl der neuen Gewissheit bereit waren, Farbe zu bekennen, wenn auch nur soviel, dass sie nicht selber Teil des Dramas wurden. Am 25. November veröffentlichte er einen Artikel auf der Frontseite des „Figaro" mit dem Titel „M. Scheurer-Kestner", in dem er den elsässischen Senator als „dritte große Persönlichkeit des Dramas" – neben Dreyfus und Esterházy – vorstellte und ihm die Rolle zuwies, die er später für sich reklamierte: jene des „ac-

41 *Émile Zola*, Correspondance. Vol. 9. Paris/Montreal 1993, 97, zit. nach *Ruth Harris*, The Man on Devil's Island. Alfred Dreyfus and the Affair that Divided France. London 2010, 109.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

cusateur". Sich selbst gab Zola noch immer den Part eines „Passanten, der mit offenen Augen auf das Leben blickt". Die inszenierte Passivität mochte politischer Vorsicht geschuldet sein, passte aber nicht zur Insistenz, mit der Zola eine Wiederaufnahme des Verfahrens und eine Korrektur des „Justizirrtums" forderte. Der Artikel endete mit dem Satz: „Die Wahrheit ist auf dem Weg, nichts kann sie mehr aufhalten."[42]

In den folgenden Wochen vollzog Zola Schritt für Schritt den Rollenwechsel vom voyeuristischen Passanten zum entrüsteten Ankläger. Am 1. Dezember erschien der nächste Leitartikel im „Figaro", dieses Mal über die antisemitischen Verschwörungsphantasien der Presse und die ehrfixierte Realitätsverweigerung der Generalität. Zolas Ton hatte bereits an Schärfe, seine Taktik an Wagemut gewonnen. Mit den Attacken gegen die Volksverhetzer in den Redaktionsstuben ging er noch ein minderes Risiko ein, nicht aber mit dem Vorwurf an ihre stillen Komplizen im Kriegsministerium, sie ließen sich vom „stursten aller bösen Willen" leiten.[43] Nur vier Tage später überschlug sich Zolas Sprache schon vor Empörung. Im Stil eines Voltaire klagte er, wiederum an gleicher Stelle, die Boulevardzeitungen an, sie betrieben eine „Kampagne von Sektierern", die in „unserem lieben französischen Volk jeden Großmut, jedes Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit" abtöte, womit sie nichts weniger als „das schwärzeste aller Verbrechen" begingen. Im gleichen Atemzug bezichtigte er die Redakteure der Qualitätszeitungen, die gebildeten Zuschauer (zu denen er sich noch immer zählte) und die gewählten Politiker der Untätigkeit und Feigheit. „Keine einzige laute und noble Stimme" habe sich in der „ehrlichen Presse" erhoben, „kein Aufschrei eines Ehrenmanns" sei aus den Parlamenten ertönt.[44] Für etliche Leser des „Figaro" war das zuviel. Die Zeitung verlor zahlreiche Abonnements, worauf sie, Ökonomie über Ideologie stellend, ihrem externen Leitartikler die Zusammenarbeit aufkündigte.

Zolas rhetorischer Steigerungslauf stand in scheinbarem Kontrast zum Gang der Ereignisse, der endlich auf eine Lösung der Affäre hinzusteuern schien. Esterházy

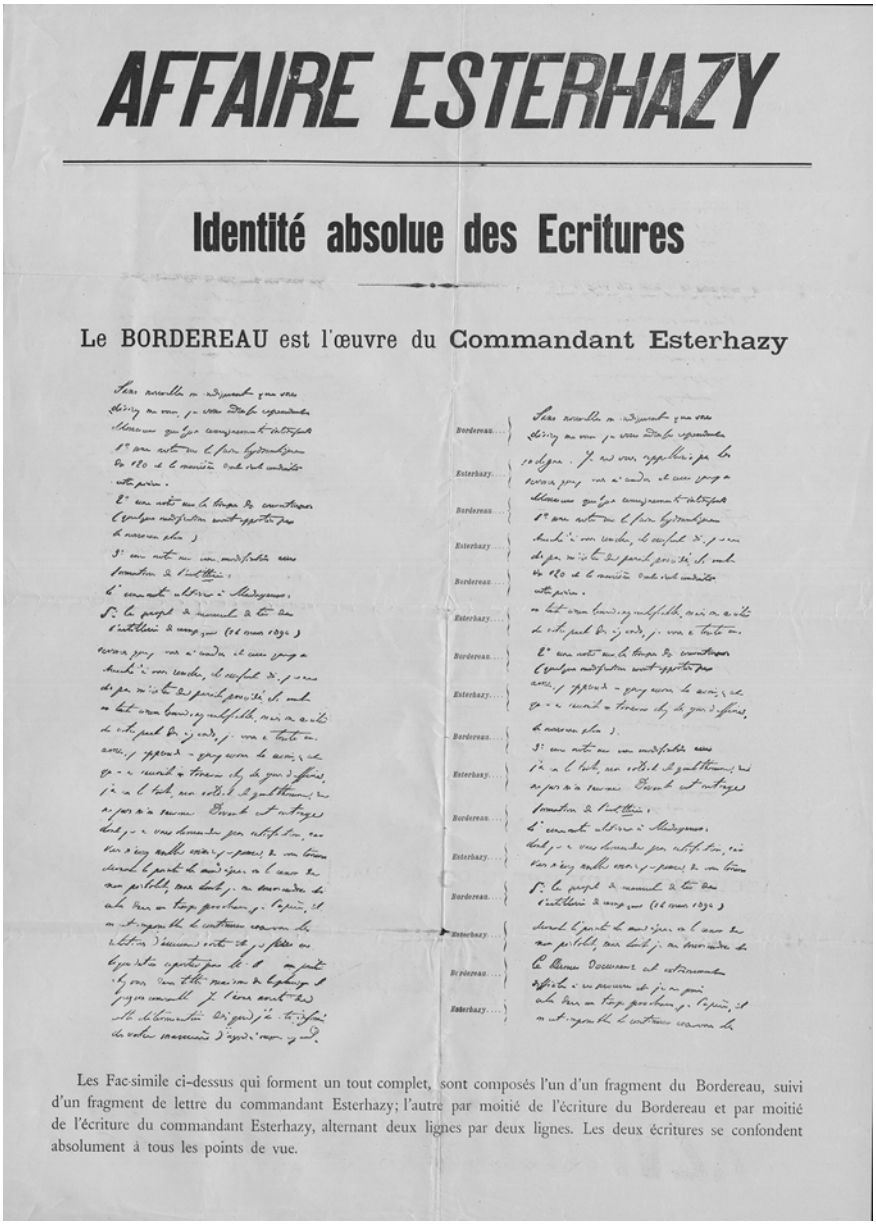
---

42 „[...] un passant, dont les yeux sont ouverts sur la vie"; „La vérité est en marche, rien ne l'arrêtera plus." *Émile Zola*, M. Scheurer-Kestner, in: Le Figaro, Nr. 329, 25. November 1897, 1.

43 „la plus têtue des mauvaises volontés"; *Émile Zola*, Le Syndicat, in: Le Figaro, Nr. 335, 1. Dezember 1897, 1.

44 „[...] une campagne de sectaires, tuant dans notre cher peuple de France toute générosité, tout désir de vérité et de justice"; „pas une voix haute et noble, [...] qui se soit élevée dans cette presse honnête"; „pas un homme de nos assemblées n'a eu un cri d'honnête homme [...]"; *Émile Zola*, Procès-verbal, in: Le Figaro, Nr. 339, 5. Dezember 1897, 1.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31



AFFAIRE ESTERHAZY

Identité absolue des Ecritures

Le BORDEREAU est l'œuvre du Commandant Esterhazy

Les Fac-simile ci-dessus qui forment un tout complet, sont composés l'un d'un fragment du Bordereau, suivi d'un fragment de lettre du commandant Esterhazy; l'autre par moitié de l'écriture du Bordereau et par moitié de l'écriture du commandant Esterhazy, alternant deux lignes par deux lignes. Les deux écritures se confondent absolument à tous les points de vue.

Abb. 5: Photographische Reproduktion des *Bordereau* und Briefausschnitte von Ferdinand Walsin-Esterházy auf einem Plakat mit dem Titel „Affaire Esterhazy. Identité absolue des Ecritures"; o. O. o. J. (wahrscheinlich Winter 1897/98).

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

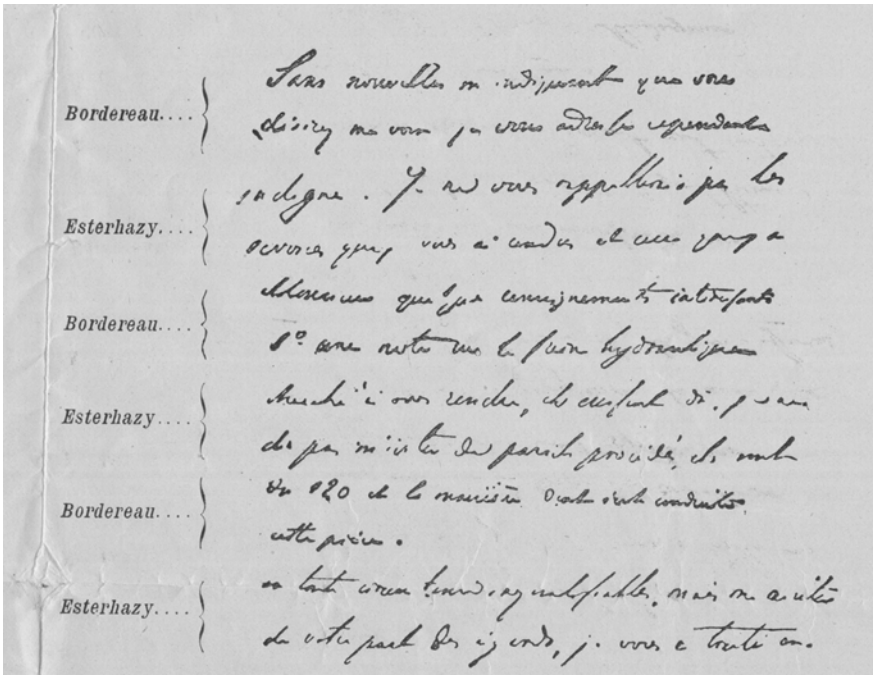


Abb. 6: Ausschnitt aus der rechten Spalte des Plakats „Affaire Esterhazy. Identité absolue des Ecritures"; o. O. o. J. (wahrscheinlich Winter 1897/98).

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

hatte sich unter der Kaskade öffentlicher Anschuldigungen am 2. Dezember der Militärjustiz gestellt. Das Kriegsgericht handelte rasch und konsequent. In kürzester Zeit zog es einen öffentlichen Scheinprozess auf und steuerte ihn auf einen Freispruch zu. Die einzige Hürde, die die Militärs zu meistern hatten, bestand in einer weiteren Runde an Expertengutachten. Um diesen die nötige Autorität und Repräsentativität zu verleihen, versuchte das Kriegsgericht, Paläographen und Graphologen zu rekrutieren, die ein gewisses Renommee hatten. Charavay, der sich im Prozess gegen Dreyfus für die Aufgabe empfohlen hatte, zog sich nach anfänglicher Zusage zurück, nachdem ihn Gelehrtenfreunde, die von Dreyfus' Unschuld überzeugt waren, ins Gebet genommen hatten. Später führte er als Grund an, das Gericht sei seiner Forderung nicht nachgekommen, neben dem *Bordereau* und den Handschriftenproben Esterházys auch die Manuskripte von Dreyfus in die Untersuchung einzubeziehen.[45] Die Militärs fanden Ersatz in Émile Coüard, der wie Charavay paläographischer Archivar aus der École des chartes und offizieller Experte am Tribunal de la Seine war.[46] Neben Coüard konnten zwei weitere vereidigte Handschriftenexperten gewonnen werden, Edmond Belhomme, ein pensionierter Akademieinspektor, und Pierre Varinard, ein Graphologe der zweiten Generation, und zwar im wörtlichen Sinn: Varinards Vater, Adrien, hatte zu den engsten Weggefährten von Abbé Michon gehört, mit diesem die Zeitschrift „La Graphologie" aufgebaut, nach ihm den Vorsitz in der Société de Graphologie übernommen und die erste Biographie des Meisters geschrieben.[47] Varinard fils trat früh in die Fußstapfen seines Vaters und wurde in den 1890er Jahren neben Crépieux-Jamin zur „offiziellen Spitze der graphologischen Bewegung in Frankreich" gerechnet.[48]

Um die Zusammenarbeit der drei Experten im Esterházy-Prozess ranken sich Legenden, was durch den Umstand mitbedingt ist, dass die Richter, um nichts anbrennen zu lassen, die Verhandlung über die Schriftgutachten hinter verschlossenen Türen abhielten. Gewissheit besteht darüber, dass die Handschriftenexperten nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich einen engen Spielraum hatten. Woll-

45 Le procès Dreyfus (wie Anm. 20), Vol. 2, 462; zum Einfluss des Mediävisten und Dreyfusard Gabriel Monod auf Charavays Entscheidung siehe *Bertrand Joly*, L'École des chartes et l'affaire Dreyfus, in: BECh 147, 1989, 611–671, hier 628.

46 *Joly*, L'École (wie Anm. 45), 625.

47 *Seiler*, De Lavater à Michon (wie Anm. 11), Vol. 2, 283; *Adrien Varinard*, J.-H. Michon. Fondateur de la Graphologie. Sa Vie et ses Œuvres. Paris 1884.

48 So jedenfalls die zeitgenössische Einschätzung von *Busse*, Graphologie (wie Anm. 19), 31.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

ten sie der Ehre ihres Berufsstands nicht noch mehr Schaden zufügen, mussten sie eine Lesart finden, die nicht in völligem Widerspruch zu den bereits erstellten Gutachten für und gegen Dreyfus stand. Ihre Lösung war ein Geniestreich, wenn auch einer der absurden Sorte. Sie stellten fest, dass der *Bordereau* tatsächlich in Esterházys Schrift verfasst sei, aber von der Hand eines vorzüglichen Fälschers. Um wen es sich dabei handeln könnte, brauchten sie nicht weiter auszuführen. Damit war ihr Befund zumindest in einer Hinsicht identisch mit vielen früheren Stellungnahmen, und Coüard und Belhomme betonten denn auch später, die Übereinstimmung sei als Beweis für „die Exaktheit unserer Methode" anzusehen.[49] Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie das tatsächlich glaubten. Wenn dem so war, dann sind ihre Gutachten nicht als Täuschungen raffinierter Lügner, sondern als Irrtümer positivistischer Phantasten einzustufen.

Am 11. Januar 1898 wurde Esterházy einstimmig freigesprochen. Zwei Tage später erschien die Tageszeitung „L'Aurore" in einer Auflage von 300000 Exemplaren und mit Zolas „J'Accuse…!" auf der Titelseite. Zu diesem Zeitpunkt hatten zwanzig wissenschaftliche Experten zum Spionagefall Stellung bezogen, und eine Reihe von Philologen und Historikern hatten ihre Handschriftenkennerschaft als öffentliche Kritiker in die Waagschale geworfen. Als die Dreyfus-Affäre ihren zweiten Justizskandal erlebte, hatten die zuständigen Spezialisten ihr Pulver bereits verschossen, und anstatt für Klärung zu sorgen, hatten sie den Fall in noch größeren Nebel gehüllt. Für Interventionen von „unabhängiger" Warte aus bedurfte es nun einer anderen Rolle, um etwas bewirken zu können. Nicht mehr epistemische, sondern moralische Autorität war gefragt. Zola war sich dessen bewusst, als er seinen Beobachterposten endgültig aufgab.

In „J'Accuse…!" trat Zola noch nicht als „intellectuel", sondern als „honnête homme" auf. Der Begriff, der im Artikel nicht weniger als sechs Mal vorkommt, hatte Ende des 19. Jahrhunderts einen aristokratisch-altertümlichen Beiklang. Er entstammte der Hofkultur des Ancien Régime, in der er für das Ideal eines elegant auftretenden und allseits gebildeten Hofmanns stand. Zola verband den Auftritt als Ehrenmann mit dem Anspruch auf einen höheren Gerechtigkeitssinn, der ihn zum Ausschreien der Wahrheit zwinge. Und wie der humanistisch inspirierten Rolle des Hofmanns lag seinem Anspruch die Vorstellung zugrunde, die moralische Überle-

49 Le procès Dreyfus (wie Anm. 20), Vol. 2, 478, 578.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

genheit leite sich von seiner literarischen Tätigkeit, das heißt von seinem Ausweis besonderer Denk- und Sprachfähigkeit ab. Damit stellte er seine öffentliche Anklage in die Tradition der *nobilitas animi*, des Geistesadels, der durch literarische Taten persönliche Ehre und öffentliche Autorität erwarb. Indem er Generäle und Politiker bis hinauf zum Präsidenten bei ihrer Ehre packte, zwang er ihnen das Wertesystem seiner eigenen Rolle auf. Weniger bewusst war ihm, dass zur rückwärtsgewandten Pose des „honnête homme" die avancierte Kommunikationsstrategie des lautestmöglichen massenmedialen Knalls schlecht passen wollte. Insofern hatte es eine gewisse Folgerichtigkeit, dass Zolas Rolle bald einen anderen Namen erhielt – jenen des „intellectuel". Der Begriff wurde dabei nicht neu erfunden, wohl aber mit neuer Bedeutung aufgeladen.[50]

In seiner langen Anklageschrift knüpfte sich Zola außer Politikern und Offizieren auch die drei Handschriftenexperten im Prozess gegen Esterházy vor. Der Ton übertraf an Sarkasmus die meisten anderen Passagen: „Ich klage die drei Schriftexperten, die Herren Belhomme, Varinard und Coüard, an, lügnerische und betrügerische Berichte erstellt zu haben, es sei denn eine medizinische Untersuchung erkläre, sie litten an einer Krankheit des Seh- und Urteilsvermögens."[51] Der einzige Experte, der positive Erwähnung fand, war Alfred Gobert, der Handschriftengutachter, der sich am Anfang der Affäre mit seiner Weigerung zur Vorverurteilung von Dreyfus in Schwierigkeiten gebracht hatte.

---

50 Bereits 1821 hatte der Frühsozialist Henri Saint-Simon den Begriff in einer Bedeutung verwendet, die dem späteren Bild des engagierten Denkers mit hohem Gerechtigkeitssinn nahe kommt: „Ich lade die wohlgesinnten *Intellektuellen* ein, sich zu vereinigen und ihre Kräfte zu bündeln, um einen allgemeinen und endgültigen Angriff gegen die Vorurteile zu führen, angefangen mit der Organisation des industriellen Systems." Saint-Simons Begriff der „intellectuels positifs" wurde jedoch kaum aufgegriffen, geschweige denn zu einer eigenständigen Rolle ausgestaltet. Das geschah erst mit der Dreyfus-Affäre, nun aber unter der Bedingung polarisierender Zuschreibungen, die der Rolle auf ihrer späteren, von Kontroversen gepflasterten Karriere erhalten bleiben sollten. *Henri Saint-Simon*, Du Système industriel. Paris 1821, 152. Zur Begriffsgeschichte des Intellektuellen siehe auch: *Jutta Schlich*, Geschichte(n) des Begriffs Intellektuelle, in: dies. (Hrsg.), Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland. Ein Forschungsreferat. Tübingen 2000, 1–114; *Dietz Bering*, Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001. Geburt, Begriff, Grabmal. Berlin 2010, 25–60.

51 „J'accuse les trois experts en écritures, les sieurs Belhomme, Varinard et Couard, d'avoir fait des rapports mensongers et frauduleux, à moins qu'un examen médical ne les déclare atteints d'une maladie de la vue et du jugement." *Émile Zola*, J'Accuse…!, in: L'Aurore, 13. Januar 1898, 1–2.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

IV. Zolas Experten: des Scheiterns nächster Akt

Zolas Angriff auf die Gerichtsgutachter war Teil einer kontrollierten Eskalationsstrategie. Sein Artikel konnte als Verstoß gegen das Pressegesetz von 1881 ausgelegt werden, und tatsächlich vergingen nur fünf Tage, bis er unter Anklage gestellt wurde, und zwar nicht nur wegen „Diffamierung" des Kriegsrats, sondern auch wegen Ehrverletzung der drei Handschriftenexperten. Zola wurde von der raschen und heftigen Reaktion nicht überrumpelt, im Gegenteil, er hatte sie gezielt provoziert. Am Schluss von „J'Accuse…!" hatte er seine Leser darauf hingewiesen, dass sein Artikel einen Gesetzesverstoß darstelle, womit er der Regierung und dem Kriegsministerium eine Einladung zur Anklage machte, die sie nicht ablehnen konnten. Zolas Entscheidung, sich bei der Niederschrift seines Artikels juristisch beraten zu lassen, trug damit Früchte. Sein Ziel war, durch einen weiteren, medial begleiteten Gerichtsprozess das ganze Ausmaß der staatlichen Verschwörung gegen Dreyfus ans Licht zu bringen. Um das Ziel zu erreichen, musste Zola nicht unbedingt den Prozess im Gerichtssaal gewinnen. Entscheidend war das Urteil der Öffentlichkeit.

Zola und sein Anwalt, Fernand Labori, hatten also einen doppelten Prozess zu organisieren. Um im öffentlichen Tribunal der Massenmedien eine Chance zu haben, mussten sie vor den Journalisten im Gerichtssaal einen überzeugenden Eindruck machen. Dazu aber brauchten sie glaubwürdige Gewährsleute, die Zola eine faktische Berechtigung zur Verleumdung der Generäle und Gerichtsgutachter bescheinigten. Und da sich in der Dreyfus-Affäre weiterhin alles um den *Bordereau* und ein paar andere Manuskripte drehte, machten sie sich wieder auf die Suche nach Handschriftenspezialisten.

Wie aber konnten sie ihren eigenen Experten den Reputationsschaden ersparen, den ihr Berufsstand eben erlitten hatte? Labori und Zola wählten eine Rekrutierungsstrategie, die es ihnen ermöglichen sollte, einen gut sichtbaren Bruch mit dem bisherigen Gutachterpersonal zu vollziehen. Tatsächlich war der Bruch gegenüber der Expertenauswahl des Kriegsrats viel kleiner als gegenüber jener von Bernard Lazare und Mathieu Dreyfus. Labori erläuterte die Strategie in einer Notiz zuhanden der Geschworenen:

> „Die Experten, die hier als Zeugen einberufen werden, sind Mitglieder des Institut de France, Professoren an der École des chartes, Männer, die die Materia-

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

lien der französischen Geschichte zutage fördern, Männer, die die Aufsicht über unsere Archives nationales haben, und nicht Coüards und Varinards."[52]

Die Gegenüberstellung war etwas bemüht, gehörte doch Coüard ebenfalls zu den Geschöpfen der École des chartes und den Spezialisten für alte französische Quellen. Der Kontrast bestand eher darin, dass man Größen aus den nationalen Geistestempeln, aber keine offiziellen Gerichtsgutachter wollte. Die „experts" sollten durch „savants" ersetzt werden, was für die mediale Strategie den zusätzlichen Vorteil hatte, dass sie vor Gericht nicht als Sachverständige schriftlich Bericht erstatten konnten, sondern als Zeugen mündlich einvernommen werden mussten. So kam es, dass Historiker, Philologen, Paläographen und sogar ein Chemiker für Zola aussagten. Der progressive Romancier hatte wieder auf eine konservative Glaubwürdigkeitspolitik gesetzt.

Zola verfasste einen Musterbrief an die „savants", in dem er ihnen eine einzige Frage ankündigte, die ihnen sein Anwalt vor Gericht stellen würde: „Können Sie nach ihrem Wissen und Gewissen bestätigen, dass die Schrift des *Bordereau* nicht von Dreyfus ist?"[53] Die Gelehrten, die der Anfrage Folge leisteten, beließen es im Gerichtssaal selten mit einer kurzen Antwort. Edouard Grimaux, Chemiker mit Sitz im Institut de France, machte sich die Glaubwürdigkeitsstrategie von Labori und Zola zu eigen und führte vor den Geschworenen aus: „Zuallererst habe ich, ohne Graphologe oder Schriftexperte zu sein, gesehen, dass die Schrift von Herrn Esterházy mit jener des *Bordereau* übereinstimmte." Danach habe er, fuhr Grimaux fort, alle Akten der Anklage „minutiös studiert" und sei zum Schluss gekommen, dass sie keine Beweiskraft hätten: „Unterzieht man sie einer strengen Kritik, bleibt nichts, nichts, nichts."[54] Nach diesem harschen Verdikt setzte Grimaux zu einer Erläuterung der epistemischen Tugenden an, die ihn und seinesgleichen von den Gerichtsexperten angeblich trennten:

---

52 „Les experts qui sont appelés ici comme témoins sont des membres de l'Institut, des professeurs de l'École des chartes, des hommes qui mettent au jour les matériaux de l'Histoire de France, des hommes qui ont la garde de nos Archives nationales, et non des Coüard ou des Varinard." *Fernand Labori*, Expertise d'écriture, remarque à adresser aux jurés à ce propos, zit. nach *Laurent Ferri*, Émile Zola et „ces messieurs de l'École des chartes" dans l'affaire Dreyfus. Documents inédits, in: BECh 164, 2006, 595–603, hier 598.

53 „Pouvez-vous affirmer, en votre âme et conscience, que l'écriture du bordereau n'est pas celle (du capitaine *biffé)* de Dreyfus?" *Émile Zola*, Modellbrief vom 20. Januar 1898, zitiert nach ebd.

54 „Tout d'abord, j'ai vu, sans être graphologue, ni expert en écritures, que l'écriture de M. Esterhazy se confondait avec celle du bordereau. […] soumises à une critique sévère, il n'en reste rien, rien, rien!" L'affaire Dreyfus (wie Anm. 24), Vol. 1, 535.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

„In der Tat, meine Herren, haben wir anderen, die Wissenschaftler, eine andere Art zu denken. Glauben Sie, wenn wir eine Tatsache entdecken, beeilen wir uns, sie gleich zu veröffentlichen? Nein, wir wiederholen nochmals das Experiment, wir prüfen nochmals die Ausgangsbedingungen; und erst wenn wir absolute Gewissheit haben, publizieren wir die Tatsache. Und glauben Sie etwa – denn ich muss Ihnen sagen, dass in der Wissenschaft ein paar neue Tatsachen nichts sind; was von Bedeutung ist, sind die allgemeinen Schlussfolgerungen, die man aus ihnen zieht – glauben Sie, wir werden zuallererst die Hypothesen, die wir aufstellen, als Wahrheiten präsentieren? Nein, wir präsentieren sie als Hypothesen, wir sagen: ‚Es ist wahrscheinlich, dass…', und erst nach neuen Experimenten erklären wir sie zum Gesetz. Das ist die wahre wissenschaftliche Methode! Das ist die Methode, die in den Anklageschriften gefehlt hat!"[55]

Grimaux berichtete im Zeugenstand auch über die Repressalien von Seiten der Armee und über die Verleumdungen in der Presse, denen er seit seiner öffentlichen Parteinahme für Dreyfus ausgesetzt gewesen sei. Was er erzählte, sollte erst der Anfang sein. Nach seinem spektakulären Gerichtsauftritt wurde er seiner Professur an der École Polytechnique, die dem Kriegsministerium unterstand, enthoben und aus seinem eigenen Labor verbannt. Wenige Monate später erkrankte er tödlich.

Die Armeespitze schaffte es mit ihrer plumpen Reaktion auf Grimaux' gerichtliches Engagement, aus einem unglaubwürdigen Experten einen patriotischen Märtyrer zu machen. Grimaux hatte sich bei seinem Zeugenauftritt in einen beträchtlichen Rollenwiderspruch manövriert. Als „homme de science" ging er zu den Graphologen auf größtmögliche Distanz, indem er für seine Profession epistemische Bescheidenheit und methodische Sorgfalt als höchste Tugenden ausgab. Gleichzeitig sah er sich aber in der Lage, die experimentellen Verfahren der Naturwissenschaften auf ein Gebiet anzuwenden, wo ihm jedes Fachwissen fehlte, und die Ergebnisse nicht etwa als vorsichtige Hypothesen, sondern als absolute Gewissheiten zu formu-

55 „C'est qu'en effet, Messieurs, nous autres, hommes de science, nous avons une autre manière de raisonner. Quand nous découvrons un fait, croyez-vous que nous nous empressons de le publier? Non, nous répétons encore l'expérience, nous en vérifions les conditions; et ce n'est que quand notre certitude est faite, inébranlable, que nous publions le fait. Et pensez-vous alors – car je dois vous dire qu'en science, quelques faits nouveaux ne sont rien; ce qui a de l'importance, ce sont des conclusions générales qu'on en tire – pensez-vous que tout d'abord nous allons présenter, comme des hypothèses, nous disons: Il est probable que … et ce n'est qu'après des expériences nouvelles que nous les proclamons comme loi. Voilà la vraie méthode scientifique! Voilà la méthode qui a manqué aux actes de l'accusation!" Ebd.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

lieren. Damit übertraf der Chemiker in seinem Umgang mit Gerichtsakten die Graphologen noch an methodischer Kühnheit. Zolas Rekrutierungsstrategie reproduzierte hier die epistemischen Probleme, die sie hätte lösen sollen.

Welche Risiken die gerichtlichen Laienauftritte im Expertengewand bargen, zeigte die Zeugenaussage direkt im Anschluss an Grimaux. Aufgerufen war Louis Havet, Professor für lateinische Philologie am Collège de France. Wie Grimaux hatte er sich kurz nach der Publikation von „J'Accuse…!" öffentlich auf die Seite der Dreyfusards geschlagen. Havet hatte sich einen Namen als philologischer Positivist gemacht, der die Textkritik mit „geometrischen" Methoden auf das Präzisionsniveau der mathematischen Algebra heben wollte. In der Ambition, seine Disziplin zur exakten Wissenschaft zu veredeln, war er den Graphologen so unähnlich nicht, und Gleiches traf für den epistemischen Optimismus zu, mit dem er die Analyse des *Bordereau* anpackte. Wie aber konnte Havet als Altphilologe einen Expertenstatus in moderner Handschriftenkunde beanspruchen? Die Antwort ist einfach: Er stellte nicht das Schriftbild, sondern die Orthographie, das Vokabular und den Satzbau des *Bordereau* ins Zentrum seiner Untersuchung – und förderte Erstaunliches zutage.[56]

Havet wartete mit der neuen Erkenntnis auf, die Sprache des *Bordereau* verrate den Verräter. Es gebe, führte er aus, zwei Arten, Französisch zu sprechen: „ein korrekte und eine fehlerhafte". Der *Bordereau* gehöre zur Letzteren: „Es gibt unkorrekte und unsaubere Wendungen, die auf jemanden hinzuweisen scheinen, der die Sprache nicht gut kennt oder in einer fremden Sprache denkt."[57] Als Beispiel nannte er den ersten Satz des Schreibens: „Sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir, je vous adresse cependant, Monsieur, quelques renseignements intéressants [Ich habe keine Nachricht von Ihnen, dass Sie mich zu sehen wünschen, sende Ihnen aber dennoch einige interessante Auskünfte]." Als „unsauber" taxierte Havet das Wort „nouvelles". Es würde, hielt er fest, „einem Franzosen, der in seiner Sprache gut zu schreiben weiß, nie in den Sinn kommen". Ein solcher würde stattdessen „sans avis" schrei-

56 Zu Havet und seiner Analyse des *Bordereau* siehe *Denis Thouard*, Ein Philologe in der Dreyfus-Affäre: Louis Havet. Über Expertisen und wissenschaftliches Ethos, in: Ralf Klausnitzer/Carlos Spoerhase/Dirk Werle (Hrsg.), Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften. Konfigurationen der wissenschaftlichen Persona seit 1750. Berlin 2015, 133–164, hier 154–161.

57 „Il y a bien des façons de parler français: on peut parler français avec correction ou en commettant des fautes. […] Eh bien! dans le bordereau, il y a des tournures incorrectes et des tournures impropres qui semblent indiquer quelqu'un qui ne connaît pas bien la langue ou qui penserait en une langue étrangère." L'affaire Dreyfus (wie Anm. 24), Vol. 1, 544 f.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

ben, und wenn er „den wahren Nationalinstinkt [l'instinct vraiment national] seiner Sprache" besitze, würde er den ganzen Satz anders aufbauen: „Quoique je n'aie pas reçu d'avis me disant que vous désirez me voir, je vous adresse, monsieur…"[58]

Der Autor des *Bordereau* dagegen, erläuterte Havet, habe „auf Deutsch gedacht und die französischen Wörter in einem unserer Sprache fremden Sinn verwendet". Für diesen Befund fand Havet im kurzen Text nicht weniger als sechs Belegstellen. Dann setzte er zur vergleichenden Textkritik an, um den Autor zu identifizieren. Aus der Analyse von Dreyfus' Schriften gewann er die Erkenntnis, jener schreibe ausnahmslos „ein Französisch von vollkommener Korrektheit". Nicht so Esterházy: In seinen Briefen wimmele es von unfranzösischen Unsauberkeiten: „Er sagt: ‚Voilà la belle armée de France'. Niemals hätte ein Franzose so etwas geschrieben. Er hätte geschrieben: ‚la belle armée française' oder ‚la belle armée de la France'".[59] Havet schloss mit dem Fazit: „Das Schreiben ist unbestreitbar, ohne den geringsten Zweifel, von Major Esterházy." Die Schlussfolgerung war so richtig wie ihre Herleitung falsch war.

Was Grimaux in ungefähren Worten beschrieben hatte, führte Havet in aller Konsequenz aus: Er benutzte die Methoden aus seinem Spezialgebiet, der klassischen Philologie, um den Autor einer zeitgenössischen Kurzmitteilung zu identifizieren. Beim Methodentransfer blieb es freilich nicht. Havet übertrug auch die ästhetischen Normen vom klassischen Latein auf das zeitgenössische Französisch. Wie viele gelehrte Liebhaber der französischen Sprache vor und nach ihm maß er seine Nationalsprache an einem Reinheitsideal, das humanistische Philologen ex post auf eine tote Sprache projiziert hatten. Sein Franzose mit sprachlichem „Nationalinstinkt" war ein modernisierter Ciceronianer – ein „vir bonus dicendi peritus", der sein schönes Sprechen als Spiegel einer guten Seele verstanden haben wollte. Von dieser Spezies mochte es in den Hallen des Collège de France ein paar Exemplare gegeben haben, kaum aber in den Straßen von Paris. Havet kümmerte das wenig. Er folgte der altbewährten Logik des nationalistischen Sprachpurismus, wonach ein guter Patriot reines und ein Verräter ausländisch kontaminiertes Französisch sprechen müsse.[60] Es war eine Logik, die im Hörsaal besser funktioniert haben dürfte als im Gerichtssaal.

58 Ebd. 545.

59 Ebd. 546.

60 Zur Geschichte dieser Logik siehe *Caspar Hirschi*, The Origins of Nationalism. An Alternative History from Ancient Rome to Early Modern Germany. Cambridge 2012, 110–118.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Um die Logik auf den *Bordereau* anzuwenden, war es jedoch mit philologischen und grammatikalischen Spitzfindigkeiten nicht getan. Havet musste für Esterházy noch eine passende Biographie erfinden. Das tat er, inspiriert vom ausländisch klingenden Namen des Verdächtigen. Er irrte sich gründlich. Esterházy war kein deutsch erzogener Halbfranzose, der noch als Erwachsener in seiner Muttersprache dachte, wenn er auf Französisch buchstabierte. Er stammte von jenem Zweig des ungarischen Adelsgeschlechts ab, der seit dem späten 17. Jahrhundert in Frankreich ansässig war, wurde in Paris geboren und besuchte ebenda das renommierte Lycée Bonaparte, wo er die paar Brocken Deutsch lernte, die er für seine spätere Spionagetätigkeit benötigte. Havet hatte das Glück, dass über Esterházys Leben damals nicht viel bekannt war, und er hatte das Pech, dass ein Jahr später im neu aufgerollten Prozess gegen Dreyfus ein prominenter Zeuge die Gelegenheit ergriff, auf seine Beweisführung zurückzukommen.

Der Zeuge war General Auguste Mercier, der zum Zeitpunkt der Verhaftung von Dreyfus Kriegsminister gewesen war und damit die politische Hauptverantwortung für den Justizskandal getragen hatte. Mercier war sich bewusst, dass er unter öffentlichem Rechtfertigungsdruck stand, und entsprechend gründlich bereitete er sich auf seine Aussage vor. Wie Havet studierte er die Sprache des *Bordereau*, verglich sie mit den veröffentlichten Schriften von Dreyfus und Esterházy und kam zu konträren Schlüssen:

> „Herr Havet hat, als er zugunsten von Hauptmann Dreyfus im Zola-Prozess ausgesagt hat, die Wendung kritisiert: ‚Sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir je vous adresse cependant … etc.' Ein gebildeter Mann wie Dreyfus, sagt Herr Havet, würde sich eine derart unkorrekte Wendung nicht erlauben. Nun steht aber im Brief vom 27. Mai 1895, der in der Broschüre von Bernard Lazare auf Seite 300 erwähnt ist: ‚Quoique sans nouvelles depuis mon départ de France, j'espère cependant qu'au moment où tu recevras cette lettre…' Hier steht eine zum *Bordereau* entsprechende Formulierung, die gemäß Herrn Havet nicht aus der Feder von Dreyfus stammen könne."[61]

Mercier lag mit guten Argumenten falsch, Havet mit schlechten richtig. Der Ge-

61 „M. Havet lorsqu'il a déposé en faveur du capitaine Dreyfus au procès Zola, a critiqué l'expression: ‚Sans nouvelles m'indiquant que vous désirez me voir, je vous adresse cependant… etc.' Un lettré comme Dreyfus, dit M. Havet, ne se permettrait pas une expression aussi incorrecte que celle-là. Or, dans la lettre du 27 mai 1893, mentionnée dans la brochure de M. Bernard Lazare, à la page 300, on lit ceci: ‚Quoique sans nouvelles depuis mon départ de France, j'espère cependant qu'au moment où te recevra cette lettre…' Il y a

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

neral war aber nicht Methodenkritiker genug, um Havets nationalistischen Sprachpurismus zu hinterfragen, geschweige denn auseinanderzunehmen. Das einzige, was er tun konnte, war, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Und das tat er. Mercier collagierte aus den Papierfetzen des *Bordereau* und aus Textschnipseln von Dreyfus' Briefen ein Portrait des Angeklagten als sprachgeschädigter Sprössling einer Industriellenfamilie, der kein richtiges Französisch gelernt habe und noch im Erwachsenenalter „kommerzielle und industrielle" Wendungen benutze, die seine Herkunft verrieten.[62] Damit gelang Mercier eine perfekte, wenn auch unbeabsichtigte Parodie auf Havets philologisches Psychogramm von Esterházy. Er selber sprach dabei als Abkömmling einer Offiziersfamilie, der nie ganz in der Dritten Republik angekommen war und mit einem Überlegenheitsgestus altaristokratischen Zuschnitts, angereichert mit neuen antisemitischen Untertönen, seine Blößen bei der Bewältigung der Spionageaffäre zu bedecken versuchte.

Havet wurde im zweiten Prozess gegen Dreyfus auch noch in den Zeugenstand gerufen und sogleich zu Merciers Einwänden gegen ihn befragt. Nun verteidigte er hartnäckig das Terrain, das er zuvor leichtfertig besetzt hatte. Im ersten Satz des *Bordereau* wollte ihn nicht mehr das Wort „nouvelles", sondern „cependant" gestört haben: „Es gibt hier eine in der deutschen Syntax sehr häufige Wendung, wo man einen ersten Satz verwendet, der implizit einen Einwand enthält, ohne dass man den Einwand ankündigt; dann, wenn der zweite Satz kommt, leitet man den Einwand ein und setzt das Partikel *doch*, cependant."[63] In diesem Stil ging es weiter, und am Schluss hatte Havet aus Esterházy mit Hilfe von alten und neuen Textbausteinen wieder einen deutsch denkenden Französischschreiber konstruiert.

Wenn es Zolas Absicht gewesen war, mit großen Gelehrtennamen das Glaubwürdigkeitsdefizit der gerichtlichen Schriftexperten aufzuwiegen, so hatte er sein Ziel verfehlt. Die Professoren und Akademiker machten dort weiter, wo die „experts en écriture" aufgehört hatten: Sie versprachen Klärung und vergrößerten die Verwirrung. Mit ihren Zeugenaussagen konnten sie weder Zolas Verurteilung verhindern

là une locution absolument conforme à celle du bordereau, locution signalée par M. Havet comme ne pouvant pas se trouver sous la plume de Dreyfus." Le procès Dreyfus (wie Anm. 20), Vol. 1, 109.

62 Ebd. 108.

63 „C'est là une tournure très fréquente dans la syntaxe allemande, où l'on emploie une première phrase, qui contient implicitement une objection, sans annoncer l'objection; puis, quand vient la seconde phrase, on vise l'objection et on met la particule *doch*, cependant." Ebd. Vol. 3, 249.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

noch Dreyfus' Unschuld beweisen. Schon gar nicht vermochten sie sich selbst ins rechte Licht zu rücken. Damit lieferten sie den Antidreyfusards unfreiwillig Munition, und diese nutzten sie zu scharfen Salven, mit denen sie ihre eigenen Verstrickungen und Blößen zwischenzeitlich zu übertönen vermochten.

Was die gelehrten Mitstreiter Zolas jedoch erreichten, war eine Verstärkung des Intellektuelleneffekts. Ihre Auftritte trugen dazu bei, dass sich der Prozess gegen Zola zu einem Medienspektakel und das Medienspektakel zu einen Kulturkampf steigerte, mit dem die Dreyfus-Affäre zu einer nationalen Schicksalsfrage wurde. Anstatt die Sachlage des Falles zu klären, übernahmen Zolas gelehrte Zeugen vor Gericht eine Eskalationsfunktion, dank der die Verschwörer an den Schalthebeln der Macht immer stärker in die Defensive gerieten. Im öffentlichen Aufruhr, den sie herbeizureden halfen, wurde Dreyfus zurück nach Frankreich geholt, ein zweites Mal vor Gericht gestellt, ein zweites Mal verurteilt und bald darauf in einem Akt der allseitigen Ernüchterung begnadigt. Die Dreyfusards hatten nicht gewonnen, die Antidreyfusards nicht verloren. Erst Jahre später traten Zola und die „intellectuels" in der kollektiven Erinnerung als Sieger der Dreyfus-Affäre hervor.

V. Die Dreyfus-Affäre als Experten-Affäre

Die Dutzenden von Schriftexperten, die in der Dreyfus-Affäre von der ersten Stunde an über dem wichtigsten Beweisstück gebrütet haben, sind in der öffentlichen Erinnerung der Ereignisse früh an den Rand gedrängt und seither nie wieder ins Zentrum gerückt worden. Ihre Arbeit war weder für die Dreyfusards noch für die Antidreyfusards eine Quelle des Stolzes, und so entstand bei allen Differenzen die stillschweigende Übereinkunft, sie schnell und gründlich zu vergessen. Nicht einmal die Versuche der beteiligten Experten, wie jener von Crépieux-Jamin 1906, die Bedeutung der Schriftgutachten für die Klärung des Falles hervorzuheben, konnten daran etwas ändern.[64] Crépieux-Jamin betrieb die Ehrenrettung seiner Disziplin, indem er über gescheiterte Personen anstatt über gescheiterte Methoden sprach: Das Expertenversagen war die Schuld von Gutachtern wie Bertillon und Teyssonnières. Zwar wollte es ihm nicht gelingen, sich und die anderen Experten in ein helleres

64 *Jules Crépieux-Jamin*, L'expertise en écriture et l'affaire Dreyfus, in: L'année psychologique 13, 1906, 187–229.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Licht zu rücken, aber immerhin konnte er den Schaden für die Graphologie in Grenzen halten. Bekanntlich bedeutete die Dreyfus-Affäre nicht das Ende der Graphologie, wohl aber den Anfang vom Ende ihrer Aspiration, als exakte Wissenschaft anerkannt zu werden. Die Zukunft der Graphologie lag denn auch nicht im Gericht und schon gar nicht an der Universität, sondern in der Privatwirtschaft, wo sie Managern und Head Huntern bis heute als „alternativmedizinisches" (Selbst-)Diagnostikum für charakterliche Stabilität und betriebswirtschaftliche Genialität dient.

Je weiter die Ereignisse des Justizskandals zeitlich wegrückten, desto stärker wurden sie von der Erinnerungsarbeit der „intellectuels" überformt. Spätere Gelehrtengenerationen beglaubigten die Selbstdarstellung der wissenschaftsgläubigen Dreyfusards allzu gerne, zumal wenn sie der gleichen Disziplin angehörten wie ihre Helden von damals. So kamen dann Urteile wie jene der Historikerin Madeleine Rebérioux (1920–2005) zustande, die über ihre akademischen Urgroßväter Gabriel Monod (1844–1912) und Paul Meyer (1840–1917) schrieb, sie hätten „in großartiger Weise [*superbement*] Neutralität und Pseudo-Objektivität verworfen", gleichzeitig aber die Polemik den Ignoranten überlassen. Wie soll das möglich gewesen sein? Rebérioux zufolge haben in den Interventionen der Historiker-Dreyfusards „die Methode und die Moral gemeinsam gesprochen" – wobei sie mit „Methode" die philologische Kritik meinte.[65] Die Sprache ihrer Helden floss dabei in ihre eigene Sprache ein, so dass aus der Behauptung von Paul Meyer aus dem Jahr 1899, der *Bordereau* gehöre zu den „Dokumenten, mit denen die Kritik genauso verfahren kann wie mit einer Urkunde"[66], bei Rebérioux eine Beschreibung von Gabriel Monods Erkenntnisverfahren werden konnte: „Es kam der Tag, als er den *Bordereau* entziffern konnte, wie er es mit einer Urkunde getan hätte."[67] Ihrem Glauben an die moralische Reinigungskraft der philologischen Methode tat es keinen Abbruch, dass unter den Urkundenforschern der von Meyer präsidierten École des chartes die Antidreyfusards viel zahlreicher waren als die Dreyfusards, und noch heutigen Historikerinnen und Historikern fällt es schwer, sich von diesem Glauben zu verabschieden.[68]

---

65 *Madeleine Rebérioux*, Histoire, historiens et dreyfusisme, in: RH 255, 1976, 407–432, hier 424.

66 „Le bordereau et le faux Henry sont des documents sur lesquels la critique peut opérer tout aussi bien que sur une charte." *Paul Meyer*, Brief an Jules Lemaître, 22. Januar 1899, zit. nach *Pascal Ory / Jean-François Sirinelli*, Les intellectuels en France de l'affaire Dreyfus à nos jours. 3ième éd. Paris 2002 [1. Aufl. 1987], 28.

67 „Il en sortit le jour, où il put déchiffrer, comme il l'eût fait d'une charte, le fameux bordereau [...]" *Rebérioux*, Histoire (wie Anm. 65), 418.

68 Philippe Oriol argumentiert noch stramm auf Rebérioux' Linie. Auch Vincent Duclert, François Har-

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Mit dem Blick zurück durch die Intellektuellenbrille erhielten die Experten – wenn überhaupt – wieder jenen Platz, den ihnen schon Zola zugewiesen hatte: Es gab die kleine Zahl der gescheiten Guten wie Gobert oder Pelletier und die große Zahl der dummen Bösen wie Bertillon, Teyssonnières oder Varinard. Letztere erschienen im Vergleich zu den Drahtziehern der Verschwörung stets als kleine Fische. Exemplarisch für diese Sicht ist Philippe Oriols monumentale Gesamtschau aus dem Jahr 2014: Von den fast 1500 Seiten widmet er den Schriftexperten nicht mehr als ein paar Absätze, in denen er Bertillons „Gerichtsastrologie" zum Anlass nimmt, sich besorgt über dessen „geistige Gesundheit" zu äußern, während er Lazares – von Bertillon inspirierte – Gutachtermanipulation wohlwollend verschweigt respektive in einer Fußnote an ganz anderer Stelle des Buches von Scheurer-Kestner mittels weniger Briefzitate kritisieren lässt.[69] Angesichts der unveränderten Dominanz der Intellektuellenperspektive hat eine Aussage wie jene von Bertrand Joly, die Dreyfus-Affäre gehöre zu den „illegitimen Töchtern" des Szientismus, noch immer Seltenheitswert, wobei selbst in Jolys Buch die Implikationen seiner Aussage für die Gesamtsicht der Affäre weitgehend unausgeführt bleiben.[70]

Rückt man die wissenschaftlichen Experten vom Rand ins Zentrum des Geschehens, erscheint nicht nur der Auftritt der Intellektuellen, sondern der Auftakt der Affäre insgesamt in einem anderen Licht. Es ist eine Perspektive, die der Wahrnehmung der Zeitgenossen besser entsprechen dürfte, entfaltete sich die Affäre doch vor ihnen als eine Abfolge von Gerichtsverfahren und die Gerichtsverfahren wiederum als eine Abfolge von Expertenaussagen. Das Justizverbrechen an Dreyfus konnte nur deshalb so leicht verübt und fünf Jahre später in einem zweiten Prozess sogar noch bestätigt werden, weil der Großteil der an den Beweisverfahren beteiligten Ex-

---

tog und Laurent Rolle teilen weiterhin ihre Grundüberzeugung, zeichnen aber stellenweise ein differenzierteres Bild. Ruth Harris tritt zwar rhetorisch als Revisionistin auf, weicht aber inhaltlich nur in Nuancen von der Perspektive der „intellectuels" ab. Konsequenter distanziert sich Bertrand Joly von Rebérioux' Interpretation und hebt sich auch insofern von den meisten anderen Autoren ab, als er gleich mehrere Gemeinplätze über die Affäre einer kritischen Prüfung unterzieht. *Oriol*, L'histoire (wie Anm. 22), 395 f., 657, 852–854, 1201–1205; *Vincent Duclert*, Introduction, in: ders./Perrine Simon-Nahum (Eds.), Les événements fondateurs: L'affaire Dreyfus. Paris 2009, 7–20, hier 13; *François Hartog*, 1906–2006. L'histoire au miroir de l'Affaire, in: ebd. 40–49, hier 43; *Laurent Rollet*, L'université et la science, in: ebd. 195–208, hier 201–203; *Harris*, The Man (wie Anm. 41) 143, 167, 413, 421; *Bertrand Joly*, Histoire politique de l'affaire Dreyfus. Paris 2014, 85 f., 211 f., 610 f.

69 *Oriol*, L'histoire (wie Anm. 22), 44 f., 525.

70 *Joly*, Histoire politique (wie Anm. 68), 85.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

perten versagt hat. Das Versagen lag, anders als es Zola und seine eigenen Gerichtsexperten darstellten, nicht am persönlichen Fehlverhalten einzelner Gefälligkeitsgutachter. Zwar kam es, wie wir gesehen haben, hüben wie drüben zu Fehlverhalten (auch nach damaligen Standards), aber meist resultierte es aus dem Verschleierungsversuch eines fundamentaleren, systemischen Versagens. Der wissenschaftliche Klärungsbedarf – die Antwort auf die Frage, wer den *Bordereau* geschrieben habe – konnte mit keiner Methode gedeckt werden, und die Disziplinenvertreter, ob Graphologen, Paläographen, Kalligraphen oder Philologen, waren außerstande, sich und ihren Auftraggebern die Beschränktheit ihrer epistemischen Möglichkeiten einzugestehen. Diese Unfähigkeit lag, und das war für die Legitimation der Intellektuellenrolle entscheidend, nicht bloß am politischen und öffentlichen Druck, der auf den Schriftexperten lastete, sondern auch an ihrem eigenen Wissenschaftsverständnis, das zu einem Überbietungswettbewerb in definitiven Antworten beitrug.

Die Graphologie wurde nach 1870 als „exakte Wissenschaft" in einem Feld lanciert, das notorisch von epistemischer Unsicherheit geprägt war. Um ihr Terrain zu verteidigen, mussten die Vertreter der herkömmlichen Handschriftenkunde entweder ihre neuen Konkurrenten entzaubern oder sich selber in exakte Wissenschaftler verzaubern. In der Dreyfus-Affäre versuchten sich die meisten in beidem. Da es ihnen aber leichter fiel, das Exaktheitsversprechen der Graphologen in Zweifel zu ziehen als ihre eigene Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen, mündete die hochgeschraubte Methodenkonkurrenz in einen allseitigen Glaubwürdigkeitsruin. Aus der „graphologie" wurde, wie ein zeitgenössischer Satiriker bemerkte, eine „gaffologie" – eine Wissenschaft der Schnitzer und Entgleisungen.[71]

Aus diesem Ruin ging die Rolle des Intellektuellen hervor, wie sie von Zola und seinen Mitstreitern konstruiert und repräsentiert wurde. Sie stellte für Gelehrte die letzte Zuflucht dar, um in den Gang der Ereignisse einzugreifen, weil sie die verlorene epistemische Autorität der Spezialisten durch die moralische Autorität von Geistesaristokraten aufzuwiegen versprach. Die „Geburt des Intellektuellen" steht daher weniger in Zusammenhang mit der Autonomisierung des literarischen Feldes, wie Christophe Charle in Anlehnung an Pierre Bourdieu argumentiert hat, als mit den

71 *John Grand-Carteret*, L'affaire Dreyfus et l'image. 266 caricatures françaises et étrangères. Paris 1898, 260; ein weiteres Beispiel für den schlechten Ruf der Graphologie: ebd. 307.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

Veränderungen im Feld von Wissenschaft und Gelehrsamkeit selbst.[72] Der Intellektuelle war, um in der Geburtsmetaphorik zu bleiben, das ungewollte Kind des wissenschaftlichen Positivismus und der massenmedialen Kommunikation, gezeugt in einer Orgie aus epistemischer Hybris und populistischer Indoktrination. Funktional gesehen, hat er die Rolle des Experten nicht ersetzt, sondern ihren privilegierten Wahrheitsanspruch komplementär ergänzt. Ideologisch jedoch stellte er die Autorität des wissenschaftlichen Spezialistentums in Frage und griff damit die Glaubwürdigkeitsgrundlage von Experten an. Entsprechend war das Verhältnis zwischen Experten und Intellektuellen schon früh von Konflikten geprägt.

Wie eng der Erfolg der Intellektuellen mit dem Scheitern der Experten verbunden war, mochte den meisten zeitgenössischen Beobachtern nicht aufgegangen sein; dass die beiden Rollen zusammengehörten, jedoch schon. Kurz nach der gerichtlichen Verurteilung von Zola erschien in „La Patrie" ein Minidialog, der auf einem Pariser Boulevard während des Karnevals spielte:

> „Also, verkleidest du dich?"
> „Ja."
> „Als was?"
> „Als Intellektueller."
> Ein paar Schritte weiter:
> „Sie sind bloß ein ‚Intellektueller'."
> „Ach, hau doch ab, du Experte ‚für Handschriften'!"
> Und die zwei Kontrahenten gehen sich heftig an den Kragen.[73]

Zusammenfassung

Die Dreyfus-Affäre gilt gemeinhin als Sieg der Wissenschaft und Intelligenz über die Armee und Justiz. Dieser Aufsatz stellt diese Sicht in Frage und entwickelt eine neue Erklärung für die Rolle der Wissenschaft und für den Aufstieg der Intellektuellen im Verlauf des Skandals. Er untersucht die Expertisen, die Wissenschaftler

72 *Christophe Charle*, Champ littéraire et champ du pouvoir: les écrivains et l'affaire Dreyfus, in: Annales 32, 1977, 240–264; *ders.*, Naissance des „intellectuels". Paris 1990, 97–116, 201–212.

73 „Sur le boulevard, hier, mardi gras: ‚Alors, tu te déguises?' ‚Qui.' ‚En quoi?' ‚En „intellectuel".' Un peu plus loin: ‚Vous n'êtes qu'un „intellectuel".' ‚Eh va donc, experts „en écriture"!' Et les deux adversaires se secouent vigoureusement par le collet." *Grand-Carteret*, L'affaire Dreyfus (wie Anm. 71), 295.

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31

zum Hauptbeweisstück des Spionagefalls – einem Begleitschreiben zu Geheimdokumenten – abgegeben haben. Die Analyse zeigt, dass es allen Experten in den ersten Jahren des Skandals an einer bewährten Methode fehlte, um die Frage nach der Autorschaft des Schreibens zu beantworten. Dieses Manko hielt aber kaum einen davon ab, den eigenen Befund als unumstößliche Gewissheit zu präsentieren – unabhängig davon, ob er Dreyfus für schuldig oder unschuldig hielt. So kam es auf beiden Seiten zu Fehlurteilen im Gewand von Tatsachenbehauptungen. Verantwortlich dafür waren nicht nur politischer Druck und ideologische Voreingenommenheit, sondern auch das positivistische Wissenschaftsideal, das die damalige Forschungskultur von der Physik bis zur Philologie prägte. Im Feld der Handschriftenanalyse hatte der Positivismus den Aufstieg einer neuen Wissenschaft begünstigt, die methodische Exaktheit versprach: der Graphologie. In den ersten Jahren der Affäre verfassten Graphologen vielbeachtete Gutachten für und gegen Dreyfus und verunmöglichten es methodisch konservativeren Handschriftenexperten, sich mit dem Prinzip der epistemischen Vorsicht Gehör zu verschaffen. Zum Zeitpunkt, als Émile Zola mit der Publikation von „J'Accuse…!" die Dreyfus-Affäre zum Eskalieren brachte, hatten die Graphologen allerdings ihr Pulver schon verschossen. Die Rolle des Intellektuellen, wie sie Zolas Anhänger in Auseinandersetzung mit den Antidreyfusards entwickelten, kann als eine Kompensationsfigur für das kollektive Expertenversagen verstanden werden. Sie eröffnete die Möglichkeit, mit moralischem Furor die methodischen Blößen wettzumachen, die sich Wissenschaftler in der Expertenrolle eingehandelt hatten. Allerdings gerieten die Dreyfusards im Intellektuellengewand selbst in epistemische Untiefen – dann nämlich, wenn sie Moral und Methode als zwei Seiten derselben Medaille darstellten.

Für wertvolle Kritik danke ich Andreas Hauser und Carlos Spoerhase, für Korrekturen Karen Lambrecht.

Prof. Dr. *Caspar Hirschi*, Universität St. Gallen, School of Humanities and Social Sciences (SHSS), Professur für Allgemeine Geschichte, Gatterstrasse 1, CH-9010 St. Gallen

Bereitgestellt von | De Gruyter / TCS
Angemeldet
Heruntergeladen am | 27.01.17 13:31